This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

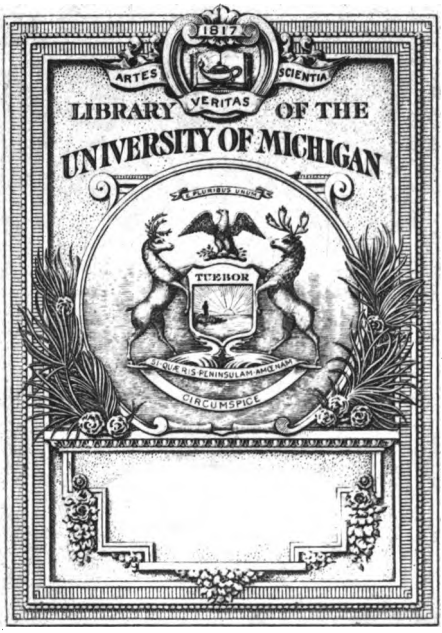
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

II
531
.K14

Digitized by Google

Digitized by Google

Krieg und Arbeit im Westen

Erlebnisse und Berichte aus Frankreich und Belgien

Von Eugen Kalkschmidt

Mit 16 Sonderaufnahmen

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

A. g. XIII.

Preis Mk. 2.50

Digitized by Google

Digitized by Google

D
531
.K14

Krieg und Arbeit im Westen

Digitized by Google

Digitized by Google

Krieg und Arbeit im Westen

Erlebnisse und Berichte
aus Frankreich und Belgien

Von

Eugen Kalkschmidt
Kriegsberichterstatter

Mit 16 Sonderaufnahmen

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Digitized by Google

D
531
.K14

American copyright 1916 by Julius Hoffmann, Stuttgart
Druck: Christliches Verlagshaus, G. m. b. H., Stuttgart

Digitized by Google

Refer. St.
Moorthamer
4-27-26
11831

Vorwort

Ich habe den Krieg im Westen auf zweierlei Weise kennen gelernt: als Mitkämpfer in den Vogesen und als Kriegsberichterstatter auf der ganzen Front. Von den Erlebnissen des Soldaten ist nicht viel zu sagen. Sie sind in den Kampfpausen entstanden und wären ausgiebiger geworden, wenn nicht die kleine Franzosenkugel einen langen Gedankenstrich dahinter gesetzt hätte: er reicht vom Mai bis zu Ende September 1915. Am 29. September fuhr ich als Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" ins Große Hauptquartier und ungesäumt weiter mitten hinein in das Gebiet der großen Hauptschlachten, in die Champagne und nach Flandern. Es folgte der mühsame Grabenkrieg im nassen Winter, und man konnte sich auch in der Etappe umschauen. Eine kleine Auswahl aus diesen Berichten von Kampf und Arbeit im Herbst und Winter 1915/16 ist mit den soldatischen Erlebnissen aus dem Vogesenwinter 1915 zu dem vorliegenden Bande vereinigt. Über Verdun soll demnächst eine besondere Sammlung erscheinen.

Digitized by Google

Der Leser wird in diesen bescheidenen Stimmungsbildern aus dem Weltkriege keine Kriegsgeschichte finden. Das verschlungene Gewebe strategischer Operationen zu entknoten, Ursachen und Zusammenhänge bedeutender Kampfhandlungen zu entwickeln, ist nicht unsere vornehmste Aufgabe. Wir folgen als Zuschauer den Spuren des Krieges und lauschen auf seine Stimme, seinen unaufhaltsamen ehernen Schritt. Wir geben der Heimat Kunde von Kämpfen, Siegen und Wunden, von Arbeit und Entbehrung ihrer tapferen Söhne im Felde. Wir wollen und können dabei gar nicht fremd und kritisch daneben oder gar „darüber" stehen. Wir wollen mitfühlen. Unsere Worte möchten das Leben der Streiter mit dem Leben der Heimat zu jener unteilbaren Einheit verknüpfen, die allein unser Volk und unseren Staat in diesem Ringen auf Leben und Tod aufrecht und sieghaft erhalten kann.

Großes Hauptquartier, West, im September 1916 — Eugen Kalkschmidt

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

Vorwort V
Vogesenwacht 1
Skizzen aus den Vogesen 5
Zurück vom Herrenberg 16
Bei der Champagne-Armee 33
Die Fluren in der Champagne 39
Kämpfe im Artois 44
Eine stille Nacht vor Arras 67
Die Gasschlacht der Engländer in Flandern . . . 76
Engländer 83
Im belgischen Zipfel 89
Winters Anfang zwischen Maas und Mosel . . . 103
St. Mihiel 115
Vlämische Küste 119
Flandrische Städte 126

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

Blick auf den Steinberg beim Hilsenfirst 1
Blick ins Fechttal in den Vogesen 2
Französischer Graben auf der Vimyhöhe 3
Ein Sprengtrichter in Nordfrankreich 4
Die Wegekreuzung von Broodseinde 5
Der Bahnhof von Arras 6
Der Schloßpark von Saint-Laurent 7
Deutscher Graben in Nordfrankreich 8
Blick auf Ypern 9
Blick auf Ypern (Station) 10
Langemarck in Flandern 11
Paßchendaele in Flandern 12
Zonnebeke in Flandern 13
Blick auf Poelcapelle 14
Überschwemmung an der Aisne 15
Brennendes Sägewerk in Frankreich 16

Digitized by Google

Harl phot.

Blick auf den Steinberg beim Hilſenfirſt in den Vogeſen

Digitized by Google

Digitized by Google

Februar 1915

Vogesenwacht

Blendend weiß leuchtet die Schneehaube des kahlen Vogesenberges im Licht der aufgehenden Sonne. Große Schneefelder glänzen auf, wie wenn sie vergletschert wären. Dort, wo der Nadelwald beginnt, stehen die Bäume unter ihrer Schneelast in einem fast rosigen Licht. Über der weiten Rheinebene liegt ein dichter Nebelschleier. Die bewaldeten Vorberge schwimmen, Halbinseln gleich, in diesem Nebelmeer, und jenseits steigt wuchtig breit die blaue Wand des Schwarzwaldes auf. Im Süden — in langer Kette — die Schweizer Alpen, zerklüftet, zackig zerrissen, unendlich menschenfern wie ein Traumland und auch unwirklich wie ein Traum. Die Morgensonne taucht alles in ein zartes Licht, das alle Farben in sich trägt und keine einzige herrschen läßt.

Der Wintermorgen, der allgemach in die Dämmerung der Täler niedersteigt, hat einen kalten Atem. Der französische Wachtposten auf der runden Kuppe des Schneeberges hüllt sich zusammenschauernd fester in seinen langen Mantel. Er tritt ungeduldig von einem Bein aufs andere, der kleine Soldat, er reibt die Hände, er schlägt die Arme zusammen, aber er friert doch, da ist nichts zu machen. Seufzend setzt er sich in Trab, den ausgetretenen Weg im Halbkreise herum und wieder zurück. Kommt denn die Ablösung nicht bald? Will man ihn auf diesem gottverdammten Berg jämmerlich erfrieren lassen? Ihn, den die jungen Mädchen

Digitized by Google

von Arles den schönen Maurice nennen? Oh, wenn ihn seine reizende kleine Freundin hier sehen könnte, mit roter Nase, triefenden Augen, erfrorenen Fingern und steifen Beinen! Ein Hundeleben ist dieser Krieg. Und an allem sind die Deutschen schuld, diese Barbaren da drüben — der schöne Moritz stockt plötzlich in seinem Lauf, besinnt sich, daß er die Pflicht hat, unausgesetzt nach dem Feinde zu spähen, und blinzelt angestrengt in die Sonne, zum andern Berge hinüber. Aber er sieht nichts Verdächtiges dort drüben. Er sieht überhaupt keinen Menschen in dem schwarzen, kahlen Gipfelgestein, wo, wie man ihm gesagt hat, diese Deutschen stehen sollen. Er läuft wieder Trab, der frierende kleine Franzose, und er denkt nur noch an seine Ablösung und gar nicht mehr an den bösen Feind.

Zwischen den verwitterten Granitblöcken des Berges gegenüber lagert eine deutsche Patrouille. Auf Skiern ist sie in dunkler Morgenfrühe hinaus, behutsam und schweigend, und nun beobachtet sie, nach stundenlangem Marsche, in guter Deckung die feindlichen Stellungen. Der ungeduldige kleine Alpenjäger, der eine so vortreffliche Figur gegen den blauen Morgenhimmel macht, ahnt nicht, daß der Winter seines Mißvergnügens den deutschen Schneeschuhfahrern drüben einen Mordsspaß bereitet. Die französische Wachablösung, die sich schwerfällig stapfend im Dorfe drunten in Bewegung setzt, ahnt ebensowenig, daß sie von der verschneiten Höhe dort genau abgezählt und registriert wird. Und wahrscheinlich wird ihr das Unglück widerfahren, eines Abends oder Morgens den deutschen Feind so rasch vor und hinter sich zu spüren, daß ihr jeder weitere Aufstieg zu den unwirtlichen Postenständen auf den ungesunden Vogesenbergen erspart bleibt . . .

Digitized by Google

Die deutschen Skifahrer in den Vogesen haben auch Vorpostendienste geleistet; unsere Kompagnie weiß ein Lied davon zu singen, und das klingt einigermaßen mit Schneesturmbegleitung und Nebeltreiben; wir singen es in zwölfhundert Metern Höhe, soweit wir unsere edlen Tenorstimmen vor der zähen Heiserkeit bewahrt haben, die hier oben auch den Soldaten gar zu leicht überfällt.

Wir kommen uns manchmal fast wie Nordpolfahrer vor, wenn der Schneesturm in wilden Stößen gegen unsere Hütte poltert oder uns mitsamt unseren Hölzern von der Höhe hinunter ins Tal jagen möchte. Solange aber noch die Post an jedem Tage bis zu uns getragen wird und der Telephondraht uns berichtet, was unsere Unterseeboote den großen Herren drüben für Leibweh verursachen — so lange sind wir nicht von der Welt geschieden, auch wenn es manchmal so scheinen könnte. Da steht der Nebel dick und zäh wie eine Mauer, man sieht bei Tage keine fünfzig und bei Nacht keine fünf Schritt weit. Der Rauhreif setzt sich in wunderhübschen Kristallen wie ein Panzer um uns fest, und die Patrouillen kommen hereingeschneit wie die leibhaftigen Eisheiligen. So sorgt die Natur selber dafür, uns den feindlichen Feldstechern unkenntlich zu machen. Die Kälte stört keinen rechten Skifahrer, so lange er die Glieder regen darf. Muß er stillhalten, um zu beobachten, stundenlang oft, so hilft ihm das Feuer der Erwartung über die nassen Füße hinweg. Und kann er wirklich was Gewisses melden, so ist er reich für alle Mühsale belohnt.

Wir hatten allerhand Wunderdinge von der Fixigkeit der französischen Alpenjäger und ihrer Ausbildung auf Skiern gehört — gesehen habe ich persönlich davon noch nicht viel.

Digitized by Google

Es scheint fast, daß die starken Verluste der Alpenjäger auch ihre Skiabteilungen getroffen haben.

Die Vogesen wären auf ihrer deutschen Seite als Skigelände prachtvoll, wenn sie Dauerschnee hätten. Aber der fehlt ihnen leider, weil die starke ozeanische Luftzufuhr wohl reiche Niederschläge, aber zugleich häufige Erwärmung bringt. Dann pappt der Schnee, die zahlreich verstreuten Blöcke — ohnehin kein Vergnügen bei der Abfahrt — strecken rasch wieder die kaum bedeckten Köpfe heraus, das geduckte Wacholdergesträuch erhebt sich, und das üppige Gras tritt namentlich auf den Westhängen rasch zutage. Da heißt es dann seine Stemmbogen mit aller Kraft anwenden, und oft bewahren alle Kunst und Vorsicht nicht vor dem verzerrten Gelenk oder dem gebrochenen Fuß. An und für sich sind die Abfahrten für den, der alpines Gelände gewöhnt ist, mild und bei genügend Schnee ein wirklicher Genuß. Wenn aber der Harscht die Hänge verkrustet, dann ist jeder froh, wenn er Glieder, Gewehr und Gepäck am Schlusse der Fahrt leidlich beisammen findet.

Die Zusammensetzung der Truppe ist so deutsch wie möglich: es gibt zum Beispiel kaum einen deutschen Gau, der nicht in unserer Kompagnie seinen Vertreter hätte. Nord und Süd, Ost und West vereinigen sich kameradschaftlich bei uns in dem erhöhten Bewußtsein, um wieviel schöner es ist, den Krieg auf den geliebten Brettern zu führen, trotz Schnee, Nebel und eisigem Sturm, als geduldig in irgend einem nassen Schützengraben abwarten zu müssen, bis die Stunde der Entscheidung geschlagen hat. In diesem Sinne rufen wir alle ein zwar unmilitärisches aber einmütiges Ski-Heil!

Digitized by Google

Februar 1915

Skizzen aus den Vogesen

Die Gefangenen

Am frühesten Morgen war die Schneeschuhpatrouille im dichten Nebel ausgerückt. Erst ging es auf den bekannten Pfaden bis an die äußerste Linie vor, dann vorsichtig durch die neutrale Zone, die auch vom Feinde begangen wird. Alles blieb ruhig. Der Nebel lagerte dick und schwer zwischen den Tannen. Er hüllte den kahlen Vogesenkamm ein, er dämpfte scheinbar jedes Geräusch und ließ doch jeden Ton seltsam nah und deutlich durchklingen. Die zwanzig deutschen Skifahrer glitten schattenhaft in langer Reihe dahin. Nur ein leises Schurren der Hölzer, ein rhythmisches Einsetzen der Stöcke im weichen Schnee war zu hören. Man konnte meinen, es sei ein natürliches Geräusch des Waldes, ein Rudel Rehe vielleicht, das seinen Wechsel hielt.

Der Wald lichtete sich, ein scharfer Windstoß ließ den Nebel dahinstieben. Man spürte die Nähe des Kammes. Die Spitze hielt, die Kolonne schloß dicht auf und stand bewegungslos.

In breiten Schwaden zog der Nebel dahin. Ein leises Sausen war droben in der Luft. Auf dreißig Meter hin waren die verschneiten kleinen Tannen nur noch schattenhafte vermummte Gespenster, phantastisch und drohend aufgereckt.

Da ertönten Stimmen aus der Tiefe des Waldes, laute

Digitized by Google

sorglose Männerstimmen. Ein unhörbarer Ruck ging durch die schweigende Kolonne. Ein leiser Befehl des führenden Offiziers, flüsternd von Mund zu Mund weitergegeben, und im Nu waren die zwanzig Mann links und rechts auf die Höhe des Führers ausgeschwärmt, hatten Deckung hinter den Tannen gesucht, die Front nach rückwärts gewendet, waren verschwunden, als hätte die Erde sie verschluckt.

Die Stimmen kamen näher. Ein derber Fluch, mit französischer Eleganz hinausgeschmettert, weckte ein fröhliches Gelächter. Da fuhr plötzlich wie ein Blitz der Anruf des deutschen Offiziers unter die Franzosen:

„Wer da?" —

«Français!»

Fast gleichzeitig krachten die Schüsse. Lautlos sanken ein paar der vollkommen überraschten Franzosen in den Schnee. Mit eiligen Sätzen suchten die anderen zu entrinnen. Aber die deutschen Kugeln waren schneller. Nun eröffneten auch die Franzosen ein rasches Feuer, aber sie schossen aufs Geratewohl und trafen nicht. Und in aller Stille machte sich einer nach dem andern aus dem Staube.

Nur drei Mann waren zurückgeblieben. Als jetzt die Deutschen vorgingen, merkten die Franzosen, daß sie allein waren und hoben die Arme hoch.

Es waren junge Kerle, alle drei. Der erste, klein und stämmig, mit rötlichem Bart und tiefliegenden kleinen Augen, mochte ein Handwerker sein; der zweite, ein kraftvoller Bursch von 25 Jahren, war der typische französische Bauer; der dritte, ein schmales feines Gesicht mit nervösem Blick, war niedergekniet und untersuchte sein Bein. Er hatte einen Wadenschuß und blutete.

Digitized by Google

Die Skifahrer suchten rasch das Kampfgebiet ab. Acht Tote der Franzosen lagen da; zwei Schwerverwundete, von denen der eine einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte und jämmerlich schrie; endlich Gewehre, Käppis, weggeworfene Skier. Man konnte den Verwundeten nicht helfen. Eine Dosis Morphium allenfalls, vom Sanitäter rasch gespendet, dann befahl der Führer den Rückzug. Man konnte jeden Augenblick von überlegenen Kräften angegriffen werden. Die zwei Unverwundeten sollten mitlaufen.

Aber der Mann mit dem Wadenschuß wollte auch mit. Oh ja, er könne sehr gut laufen, beteuerte er. Nur nicht allein zurückbleiben! — Seine Kameraden würden kommen und ihn holen, sagte der Leutnant; die Deutschen hätten noch einen weiten Weg. — Der Franzose aber blieb dabei: er wolle als Gefangener mitgehen; er bat immer dringender.

„Gut," entschied der Leutnant, „so mag er denn mitlaufen."

Nach drei Stunden langte die Patrouille im Standquartier an. Die drei Gefangenen, atemlos, mit zerzausten Haaren, in ihrer Mitte. Auch der Verwundete war dabei; blaß und neugierig, ein wenig verlegen auf seinen Stecken gelehnt, musterte er die deutschen Feinde. Nun also ist der Krieg für mich zu Ende, dachte er. Man sah es ihm und seinen Kameraden an, daß sie mit dieser Entscheidung durchaus zufrieden waren.

Der Angriff

Der General hatte den Tag für den Angriff festgesetzt, aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Es stürmte Tag und Nacht, alle Höhen standen in dicken Schneewolken, in allen Tälern schneite es. Die Batterien auf den Bergen,

Digitized by Google

die den Angriff vorbereiten sollten, konnten nicht schießen. Die Infanterie, die schon auf dem Vormarsch war, erhielt Befehl, sofort umzukehren und abzuwarten. Die Skifahrer, die den kürzesten Weg hatten und schon auf dem Sprunge standen, mußten wieder abschnallen. Es war ärgerlich, denn wie leicht konnte der Feind gewarnt werden. Aber es war nichts zu machen.

Endlich, am dritten Tage abends, klärte sich das Wetter auf. Das Telephon arbeitete die ganze Nacht, und am Morgen begann der Angriff.

Zwei Kompagnien des Schneeschuhbataillons zogen sich in langer Schlangenlinie gedeckt am Höhenrücken entlang, um dem Feind den Rückzug zu beschränken und den Zuzug von zwei Seiten her abzuschneiden. Ein wundersam leuchtendes Morgenrot lag auf den Schneebergen, die Wolken strahlten den rosenfarbenen Glanz zurück, und über die blauschwarzen Waldwipfel abwärts floß der Himmelsglanz zu Tal.

Da unterbrach ein hohes Sausen in der Luft die Stille. Ein erregtes metallisches Singen war's, dem ein dumpfer Krach folgte. Unsere erste Granate hatte sich ihren Weg gesucht, und nun folgten in regelmäßigen Zwischenräumen die weiteren. Gleichzeitig hörte man das kurze, trockene Knallen der Infanteriegeschosse. Der Sturm auf das tiefliegende Dorf im Tal hatte begonnen. Die Franzosen, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, antworteten aus dem Schutz der Häuser, vom Waldrande her, mit kurzen, heftigen Salven. Die lange Kette der Skifahrer löste sich jetzt: in langer Schützenkette sausten sie von den Höhen ins Tal hinunter; in Zügen und Gruppen arbeiteten sie sich gegen die aufsteigende Firstlinie des beherrschenden Höhenrückens vor. Hinter Steinen und Schnee-

Digitized by Google

wehen nahmen sie Stellung. Auf Schneereifen langsam nachrückend, ging die Maschinengewehr-Abteilung auf die beherrschende Höhe vor.

Der klare Morgenhimmel hatte sich rasch bewölkt, und wiederum pfiff der eisige Vogesensturm sein melancholisches Lied. Er trieb den trockenen Schnee über die Hänge empor, wirbelte ihn umher und warf ihn den Skifahrern höhnisch ins Gesicht. Sie konnten kaum die Augen öffnen, so arg wütete der Schneesturm. Sie lagen ausgestreckt geduldig auf der Lauer und warteten. Von Zeit zu Zeit kam der Befehl zum Vorrücken. Und dann meldeten sich auch die französischen Kugeln von den umliegenden Höhen. Immer dichter wurde der Nebel, immer eisiger der Sturm. Das Gefecht im Tale flaute ab, flackerte auf, verstummte ein Weilchen und begann aufs neue. Endlich, Stunden waren vergangen, kam der Befehl zur Abfahrt. Das Dorf war genommen, vom Feinde gänzlich frei.

Die höchste Batterie Deutschlands

Sie steht in etwa 1160 Metern Höhe auf dem Vogesenberge. Der Leser wird das ganz in der Ordnung finden. Wer die Tatsache artilleristisch betrachtet, weiß, daß sie eine sehr ungewöhnliche Leistung darstellt.

Solch ein Geschütz ist ja gar nicht groß. Man kann seinen zwei Rädern nicht ansehen, daß sie an die 60 Zentner zu tragen haben. Nun fahre mal einer mit 60 Zentnern eine Bergstraße in die Höhe. Da muß er schon guten Vorspann haben. Wenn aber diese Bergstraße ein ungepflasterter Hüttenweg ist, mit tiefen Furchen in der weichen Erde, mit Steinen des Anstoßes und wässerigem Schnee bedeckt, wenn

Digitized by Google

sie sich annähernd zwei Stunden lang hinzieht und in den oberen Regionen metertiefe Schneewehen aufweist — dann dürfte solch ein Transport von Geschützen doch schwerer sein als mancher denkt.

Unter uns: es war eine Hundearbeit. Eine Schlepperei, wo das geduldige Tier versagte und der Mensch mit Intelligenz und Ausdauer in Speichen und Stricke greifen mußte, um die toten sechzig Zentner ihrem lebendigen Kriegszwecke zuzuführen. An die dreißig Mann und mehr arbeiteten da, und der Vogesenhimmel machte sein wildestes Gesicht dazu. Er half aber wenigstens, den Transport dem Auge des Feindes zu verhüllen. Und so standen die Geschütze eines Morgens zwischen den letzten Tannen in Stellung, ganz tief bis über die Lafetten eingeschneit.

Mit dem Schießen im Gebirge geht das aber auch nicht so ohne weiteres wie mit dem Auffahren. Die Offiziere saßen über die Karten gebückt und rechneten. Dann gingen sie auf Schneeschuhen ein paar Kilometer vor zum Beobachtungsstand, der dicht oberhalb der feindlichen Stellung lag. Und von dort zu den Geschützen wurde bei dunkler Nacht der bekannte Zauberdraht gespannt, der dem eingeschneiten Geschütz plötzlich feuriges Leben gibt. Eines Morgens flog den Franzosen ein eiserner Vogel aufs Dach, wie aus heiterem Himmel kam er daher, und vergebens zerbrachen sie sich die Köpfe, aus welcher Gegend er aufgeflogen war. Er hatte einen zierlich geschwungenen Bogen über die verschneiten Berge gemacht und war mitten in eine französische Feldwache gesaust. Die lag, sagen wir: in etwa 950 Metern Höhe vier Kilometer vom Standplatz der Bergbatterie entfernt. Eine Granate nach der andern stieg auf und stieß

Digitized by Google

nieder, gehorsam wie ein Falke. Und als der Tag zur Neige ging, war die französische Stellung in deutschem Besitz.

Vogesenstraße bei Nacht

Mai 1915

Die Landstraße, die sich in das breite Vogesental hinaufschlängelt, ist alt, sehr alt. Die Geschlechter, die auf ihr dahingezogen sind, dem trotzigen Hochkamm des Gebirges zu und darüber hinweg zum Westen und Süden, sind nicht zu zählen. Die Straße ist älter als die alten Städtchen im Tal, die mit ihren stämmigen Torhäusern und eng verwinkelten Gassen, mit uralten Nußbäumen und sorgsam gehegten Weingärten doch auch auf eine ganz ausgedehnte Vergangenheit zurückblicken können. Jetzt ruhen sie aus von den Stürmen ihrer jungen Jahre und schauen der Landstraße ein wenig verschüchtert und meist aus einiger Entfernung zu.

Was ist das da für ein wunderliches Leben auf der alten Vogesenstraße? Bei Tage schläft sie, und sie erwacht in der Dämmerung zu einem nachtwandlerischen Treiben. So etwas hat sie vordem noch nicht erlebt, obgleich sie doch so manches hat vorüberziehen sehen im bewegten Ablauf der Jahrhunderte. Der Krieg ist in das stille Tal eingedrungen mit Geschützdonner und dem Knattern der Gewehre, mit Feuer und Schwert, mit Blut und Qualm. Immer höher ins Tal hinauf bis dorthin, wo die Berge zusammenrücken und die Bäche wilder rauschen, lenkte er seinen eisernen Schritt. Dann drehte er sich eines schönen Tages um, sah auf die prangende Landschaft mit ihren Städten, Dörfern, Matten und Wäldern, verschnaufte ein wenig und sagte

Digitized by Google

schließlich ingrimmig, hier ist es gut sein, hier will ich bleiben und den Frieden stören.

Und nun verteilte der Krieg die Rollen für sein Spiel. Den Franzosen gab er die rechte Seite des Tales und die stolzen Höhen am Ausgange, von wo sie alles bequem überblicken können, ohne selber gesehen zu werden. Den Deutschen blieb die linke Seite. Und außerdem, so sagte der Krieg, könnt ihr das Tal mit der alten Straße nehmen samt allem, was drum und dran hängt, wenn ihr die Schneid dazu habt. Denn die Franzosen werden sehr böse werden, wenn ihr euch drunten in die blühenden Obstgärten setzt, während sie droben in ihren Schnee- und Steinlöchern hausen müssen. Gut, beschlossen die Deutschen, wir setzen uns unten hinein, drücken dann Schritt für Schritt die Franzosen zu den Höhen hinauf und auf der anderen Seite womöglich gleich aus dem deutschen Lande hinaus. Als die Franzosen dies merkten, wurden sie wirklich sehr böse. Sie klammerten sich mit allen Kräften an ihren Höhen fest, fuhren Kanonen auf, soviel sie konnten, und schossen drauf, sobald sich nur eine deutsche Nasenspitze drunten zeigte. Da die Franzosen garnicht schlecht schossen, zogen die Deutschen ihre Nasenspitzen bei Tage gemächlich herein. Bei Nacht aber brauchten sie die frische Luft, und zwar die Luft der alten Landstraße sehr nötig zum Atemholen.

Bei Tage liegt die Vogesenstraße still und verlassen im Licht der Frühlingssonne. Die französischen Granaten krachen und splittern über sie hinweg und reißen ihr auch einmal ein Loch in den alten Leib. Hin und wieder brennt ein Haus an der Landstraße, und in manchem Dorf ist jedes zweite oder dritte Haus schwer verwundet. Die Straße

Digitized by Google

liegt da wie erstorben. Aber in der Dämmerung, da beginnt sie zu leben.

Wie ein grauer Heerwurm anzuschauen, marschiert ein Bataillon Infanterie talaufwärts. Mann hinter Mann, eine lange Reihe. Eine Munitionskolonne folgt, und eine leichte Batterie trabt hinterdrein. Talabwärts strömt es allerenden zusammen: leere Leiterwagen und hohe Karren, mit Pferden oder Mulis bespannt, dicke Gulaschkanonen, kleine Eselsfuhrwerke und dröhnende Lastautos, Radfahrer, Reiter und Fußgänger: alles strebt in geschäftiger Bewegung dorthin, wo es frisches Fleisch und Brot, Liebesgaben, Post und Befehle für den kommenden Tag gibt.

Das ist ein merkwürdig geordnetes Durcheinander auf der alten Vogesenstraße. Tausend Geräusche und doch kein Lärm. Die größten Autos bemühen sich, so leise zu tun wie friedliche Kinderwagen: sie hupen und trompeten nicht, noch heulen sie, sie dröhnen bloß und rattern. Ja, das gehört eben zur Natur dieser jüngsten Kinder der Landstraße. Die klappernden Bauernwagen rasseln mit Ketten und Leitern, die Gulaschkanonen dröhnen dumpf hinein, und die Protzen der Artillerie geben die helle Oberstimme dazu. Das ganze Tal ist angefüllt mit Tönen dieses nächtlichen Straßenlebens, und der Mond, wenn er gerade nicht anderweitig beschäftigt ist, schaut mit wohlwollender Neutralität von oben zu.

Auch die Franzosen bemühen sich sehr ums Zuschauen, aber weniger neutral veranlagt, wie sie sind, denken sie schon wieder ans Totschießen. Doch wohin sollen sie schießen? Sie haben keine solche Augen wie der Mond, dessen Blick in jedes Kammerfenster dringt. Sie hören nur, daß da unten etwas vor sich geht, aber sie hören zu viel auf ein-

Digitized by Google

mal, sie wissen nicht recht, was sie eigentlich hören, wissen nicht, wohin sie schießen sollen, um dieses dumpf brandende Chaos zu ersticken, und so schießen sie, wenn überhaupt, in ihrer Verzweiflung ein rundes Loch in die Luft.

Die alte Vogesenstraße ist nun ganz wach im gleitenden Mondlicht, und wir können ihr's nicht verdenken, wenn sie stolz ist auf ihr erneuertes Dasein. Die hat doch sogar der Eisenbahn den Rang abgelaufen. Drüben, am Bahnhof, stehen die Güterwagen hoffnungslos still. Keine Lokomotive kann es wagen, über die zerschossenen Gleise und Brücken zu rollen und auf ihre gewohnte Art Dampf in den Betrieb zu bringen. Solch eine Eisenbahn an der Front ist ganz einfach ein altmodisches Überbleibsel aus der guten alten Friedenszeit. Sie rechnet mit Abfahrts- und Ankunftszeiten pedantisch bürokratisch, braucht Feuer und Wasser und Signale; das alles hat die Landstraße nicht nötig. Sie ist wieder ganz jung geworden, ganz neu. Am jüngsten fühlt sie sich in jenen Nächten, wo man keine Hand vor den Augen sieht. Dann geht, fährt, reitet und rasselt der ganze Kriegstroß auf der alten Landstraße im Schutz ihrer Bäume dahin, so sicher, wie wenn es heller Tag wäre. Mensch, Tier und Maschine ziehen vertauensvoll in die Finsternis, kein Licht darf blinken, nur das Ohr leitet die Fahrt. Und das Ohr kann sich auf die alte Vogesenstraße verlassen; sie gibt ihre beständige treue Antwort jedem, der sie richtig befragt.

Also: da hat man immer gesagt, die Zeit der Landstraßen sei eigentlich vorüber. Da möchte ich wirklich wissen, wie wir in den Vogesen Krieg führen sollten, wenn wir unsere gute geduldige Landstraße nicht hätten. Die

Digitized by Google

Franzosen können auf sie schießen, so viel sie wollen, sie ist nicht totzukriegen: schlank, geschmeidig und kriegerisch aufgewacht, wie sie das prangende Tal durchläuft; das Tal, das zu den französischen Bergen führt. Und hoffentlich noch ein Stück über sie hinaus!

Digitized by Google

Mai 1915

Zurück vom Herrenberg

Die Geschichte ist weiter nichts als eine unbeträchtliche Episode in den Vogesen. Es ist keine Heldentat dabei, und nicht einmal eine ganz richtige Kampfhandlung, sondern eben nur ein Stückchen Krieg wird offenbar, Vorpostenkrieg in Berg und Wald: Vogesenkrieg.

Im Vorfrühling 1915 hatte es im Münstertal recht ausgedehnte Kämpfe gegeben. Der Reichackerkopf war genommen, die deutsche Linie über Stoßweier und Metzeral hinaus vorgeschoben worden. Die Franzosen waren mehr und mehr gegen den Grenzkamm der Hochvogesen zurückgewichen, hatten sich hier allerdings kräftig verstärkt. Vom Schluchtpaß und Großen Hohneck ging ihre Höhenpostierung über den Lauchensattel vor dem Großen Belchen vorbei zum Hartmannsweilerkopf. In dem Sack, den diese Stellung umfaßte, arbeitete seit Mitte Januar das Schneeschuhbataillon als Aufklärungstruppe.

Wir hatten bald heraus, daß die Franzosen, denen die guten Straßen fehlten, in dem tiefen Schnee sich ungemütlich fühlten und die deutschen Dörfer östlich des Kammes im Fechttale nur abstreiften, nicht besetzt hielten. Einen besonderen Eifer entwickelten sie bei ihren Erkundungen nicht. Desto mehr hielten wir uns verpflichtet, ihnen auf ihren Bergen nachzusteigen. Es dauerte gar nicht lange, so waren der Hilsenfirst, der Schnepfenriedkopf, der Herrenberg, der Sillackerwasen von unseren Patrouillen begangen und von

Digitized by Google

Harl phot.

Blick ins Fechttal in den Vogesen

Digitized by Google

Digitized by Google

unseren Feldwachen besetzt. Hatten die Schneeschuhfahrer sich in den verschneiten Scheunen und Sommerhütten eingenistet, so kamen Pioniere und Infanteristen, befestigten den Punkt und verstärkten die Besatzung. O schöne Zeit unsrer Streifwachen durch die verschneiten Wälder! Wie verachteten wir den Schützengraben! Hier gab es ja noch Freiheit, stundenlanges Pürschen durch die menschenfernen Täler, an Gießbächen entlang und Felsen, wo jeden Augenblick der Feind überrascht werden konnte. Alle Jägerinstinkte waren lebendig, der Krieg war ein Wagnis, ein wechselvolles Abenteuer von Tag zu Tag.

Eines Tages Ende März besetzten wir N.... Es ist ein weltvergessenes kleines Dorf im Quellgebiet der Fecht, in einem großartigen Talkessel, umgeben von den stolzesten Schneebergen der Hochvogesen. Als unsere erste Patrouille ins Dorf kam, wurde sie mit Sekt bewirtet. Mit französischem Sekt! Stolz erzählten es uns die Kameraden von der anderen Kompagnie, die den Weg gemacht hatten. Ein großes Wirtshaus gab es da und eine große Spinnerei, wie fast in jedem dieser kleinen Bergdörfer. Aber nicht der Fabrikherr hatte den Trunk gestiftet, dessen Weinkeller hatten die französischen Patrouillen gründlich auf das Wohl Frankreichs und des Verräters geleert. Danach war der Herr verduftet. Nein, gute Leute aus dem Dorf, froh über die erste Ankunft deutscher Soldaten in ihrem verlassenen Winkel, hatten sie eingeladen. Und obwohl es streng verboten war, irgend etwas von den Elsässern anzunehmen — na, ein Glas französischen Sektes! Als Zeichen deutscher Gesinnung gleichsam — das konnte man doch nicht abweisen.

Also da waren wir nun in N.... und nicht lange, so

Digitized by Google

dampfte die Feldküche der Mecklenburger Jäger friedlich vor einer Scheune. Noch war kein einziges Haus verwüstet oder zerschossen, fast alle Einwohner schafften an ihrem Tagewerk, die Franzosen hatten manches requiriert, das meiste aber gelassen und sich überhaupt manierlich aufgeführt bisher. Auf der Dorfstraße ging man im Schutz der Häuser leidlich sorglos umher, obwohl man immer das Gefühl hatte, die Franzosen könnten eigentlich mit Handgranaten von ihren Bergen hinunterwerfen in die friedliche Idylle. Oder aber sie kamen eines Nachts herunter vom Schweiselwasen oder vom Kastelberg oder von zwei, drei Seiten zugleich, und dann saßen wir verteufelt in der Falle.

Wir lagen damals in Metzeral im Quartier, und unser Anmarschweg, die Talstraße nach N. . . . hinauf, wurde von den Franzosen beschossen. Nun ja, das mußten sie, denn am Altmattkopf und Sillacker hatten sie ihre Batterien stehen, und eine gute Beobachtung hatten sie auch. Dafür hatten aber wir unsere Sicherungen rings an den Talwänden und in die Seitentälchen vorgeschoben. Auf dem waldigen Burgköpfle über dem ganz wildromantischen Wurmsatal mit seinen Steinköpfen standen unsere Maschinengewehre gegen Kastelberg und Hohneck, auf dem kahlen Schnepfenriedkopf standen auch zwei Gewehre, und dann hatten wir ja den Herrenberg.

Wir waren nicht wenig stolz auf ihn, denn er schob sich mit steil abfallendem Rücken wie eine Habichtsnase mitten in den Talkessel hinein. Er hatte zwei Gipfel, die Höhen 1080 und 1201. Alles dicht bewaldet. Von Höhe 1201 verlief der Berg mit kaum merklicher Senkung zum Vogesen-

Digitized by Google

kamm hinüber, der das Mittlacher Tal einkesselte und mit französischen Postierungen gespickt war.

Auf Höhe 1201 begann eines Tages im späten März auch für uns Schneeschuhfahrer der Stellungskrieg. Zur selben Minute nämlich, als der blutjunge Jägerleutnant, den wir mit seinem Zuge mühsam genug durch den tiefen, tiefen Schnee hinaufgeführt hatten, nach kurzer Prüfung des Geländes sagte: „So, hier wollen wir die Stellung anlegen!“ — da war's mit dem schönen Räuberleben für uns zu Ende.

Sofort begannen an die siebzig Mann sich in den Schnee einzuwühlen, und der lag hier reichlich seine zwei Meter hoch. Sie waren noch mitten in der Arbeit, da merkten die Franzosen, was los war, und abends, als es dämmerte, huschten plötzlich die blauen Alpenjäger von Baum zu Baum, eine ganze Kompagnie, und wollten den Zug Jäger samt den zwölf Mann vom Schneeschuhbataillon abfangen. Sie hätten gar kein übles Geschäft dabei gemacht, wenn es wahr ist, was uns die Mecklenburger erzählt haben, nämlich: daß die Franzosen für einen gefangenen Jäger sechzig Franken Kopfgeld bekommen, für einen Schneeschuhfahrer aber fünfundsiebzig! Dieser Preisunterschied leuchtete uns gewaltig ein. Ich fürchte nur: beide Ehrenpreise sind etwas aus der Luft gegriffen.

Die Franzosen schlichen also wie die Katzen heran und machten einen richtigen Feuerüberfall. Doch der junge Leutnant blieb ganz kaltblütig und seine Leute auch. Sie duckten sich hinter ihre Schneewälle, ein paar Schutzschilde waren auch schon da, und dann zielten und schossen sie genau und gut. Da begann drüben ein Schreien und

Digitized by Google

Stöhnen, und nach einer halben Stunde war der Gegner verschwunden, kam auch nicht wieder während der Nacht. Die Verwundeten hatte Franzmann mitgenommen.

Am Morgen befahl dann der Hauptmann, die Stellung ein wenig zurückzunehmen. Als es geschehen war, kamen die Franzosen in die verlassenen Schneelöcher und machten sich dort, achtzig Meter vor uns, ihren Graben zurecht, nachdem sie aus den umgelegten Buchen ein tüchtiges Astverhau aufgerichtet hatten.

Das war der Anfang vom Schützengraben für uns Schneeschuhleute. Danach haben wir keine Patrouillen auf Schneeschuhen mehr gemacht; in diesem Vogesenwinter wenigstens nicht mehr.

* * *

Aber zu tun gab es doch, und genug. Denn wir waren den grünen Jägern beigegeben, um sie in das Gelände einzuführen, und das konnten wir schon, denn wir kannten seit Monaten Wege und Stege, waren fast alle geübte Sportmenschen und wußten auf der Karte Bescheid, besser wie mancher Generalstäbler, wenn er das erste Mal zum Geländebesuch herauskam zu uns. Wir ließen es ihn aber nicht merken, sondern freuten uns im stillen, was für fabelhaft gescheite Kerle wir waren.

Der Winter im Tal war zu Ende, die Bäche gingen hoch und schäumten, auf den Bergen in den schütteren Wäldern schmolz der Schnee. Die grünen Wiesen um Mittlach standen eines Morgens voll goldener Märzenbecher- und wenn unser kleines Streifkommando abgelöst na Metzeral einmarschierte, ganz früh am Morgen, dann hat ein jeder seinen dicken gelben Buschen aufgesteckt, an Ruc

Digitized by Google

sack oder Mütze. Da mochte mancher rauhe Feldsoldat den Kopf schütteln über dies Getändel mit Blumen, und einen grauen Landwehrmann hörte ich, der fragte: „Ja, kommt's denn ihr vom Schützenfest? Ich hab' g'meint, vom Schützengraben!"

So ein ganz richtiger Graben war ja das nicht, was wir dort oben am Herrenberg ausgebaut hatten, sondern ein befestigtes Schneelager, oder eigentlich ihrer mehrere, denn die Feldwachen verteilten sich über den Berg, lagen viertelstundenweit und länger auseinander, und während die Jäger Posten stellten und Unterstände besserten, machten die Schneeschuhfahrer Verbindungspatrouillen von einer Feldwache zur andern. Ein Trupp Schipper bereitete unter Tags Material für Befestigungen vor, fällte Bäume am Hang und schleppte Stahlschilde und Drahtrollen zur Höhe 1201. Dort freilich war's windig, dort splitterten die Kugeln Tag und Nacht durch die Bäume, und die abgetriebenen Querschläger haben uns manchen ahnungslosen Posten außer Gefecht gesetzt. Die Landstürmer waren auch immer froh, wenn sie mit ihren leeren Kochkübeln und Kaffeekannen stolpernd und rutschend den Hang hinunterklappern konnten.

Der große Unterstand war in den Schnee hineingebaut und nur ein wenig in den Boden vertieft, denn der Boden war steinig und steinhart gefroren. Da mußte der Schnee vorerst helfen, auch gegen die Sicht des Feindes. Aber bei Tage schien die Sonne manchmal schon hübsch warm, der Schnee schmolz, und das Wasser rieselte und tropfte durch die Decke. Der Ofen und die zusammengedrängten Menschen gaben ihre Wärme nach oben, und der Schnee taute auch

Digitized by Google

bei Nacht langsam weiter. Da zog es mancher vor, in den offenen Schneenischen im Graben zu schlafen, eine Zeltbahn über sich und dürres Reisig unter sich. Die Läuse bissen trotzdem ruhig weiter, denen war es ganz gleich, ob Unterstand oder Schneeloch, ob mehr naß oder mehr kalt, oder beides zusammen.

Eines Tages um Mitte April stieg ich mit der Ablösung zum Herrenberg empor. Unten hatten wir schneefreien Fußweg durch dichte Tannen, weiter oben, wo der Schnee zwischen silbergrauen Buchen lag, war ein Weg ausgetreten. Wir stiegen eine gute Stunde und länger mit unserem Gepäck, denn der nasse Schnee war glitschig und voller Trittlöcher. Und ich dachte so im Dahinstapfen, wenn es den Franzosen einfiele, sich in halber Höhe des Berges in den Rücken unserer vier Feldwachen zu schlängeln, so säßen wir doch in einer recht anständigen Mausefalle.

Ein Fähnrich war der Kommandierende der Feldwache 2, er hatte ein Maschinengewehr und etwa 24 Mann. Als ich zu ihm in den Unterstand trat, saß er auf der kleinen Bank vor dem Tischbrett und lauste sich andächtig. Er schaute auf, klappte seinen Rock zu und begrüßte mich dienstlich und höflich zugleich. Dann rückte er zur Seite, bot mir einen Platz an und lauste sich gemütlich weiter. Er war semmelblond, pausbackig und keine zwanzig Jahre alt.

Ich schaute ihm bewundernd zu, wie er seine Jagd betrieb und mit der Beute den Rand der Kerze anmutig bekränzte. Es zischte jedesmal, wenn er seinen Fang dem Feuer überlieferte. „Sind Sie noch nicht verlaust?“ fragte er erstaunt. Ich verneinte, denn in all den Monaten war ich, ich weiß selber nicht warum, von dem Ungeziefer verschont geblieben.

Digitized by Google

„Dann kriegen Sie hier bei uns ganz bestimmt Läuse. Heut nacht zum Beispiel, auf der Pritsche neben mir.“ Er wies auf den Verschlag, und das mulmige Heu schien in der Tat ein ideales Lauseneſt.

Als er fertig war, gingen wir hinaus. Ein paar von den Leuten, die nicht schanzten, hatten ihre Röcke ausgezogen und sie neben ihre Wolldecken auf den Schnee gebreitet. Sie wollten die Läuse „ausfrieren“, saßen halbnackt in der Sonne und säuberten sich. Der Fähnrich nahm mich beiseite und sagte:

„Es ist etwas los bei den Franzosen. Wir wissen aber noch nicht, wo sie hinaus wollen. Die Schipper wollen große Kolonnen drüben am Schnepfenried gesehen haben, über den freien Schneehang bei Hahnenbrunn sind sie marschiert. Keine Ablösungen, sondern Verstärkungen. Aber die Schipper melden oft sonderbare Sachen. Wir müssen beobachten, ob's stimmt.“ Ich sagte, ich wollte mal ein gutes Stück näher heran und dabei gleich den Wald auf unserer Seite gegen den Kamm zu abstreifen. „Großartig,“ sagte der Fähnrich, gab mir mittags drei gute Scharfschützen mit, und wir zogen los.

Wir arbeiteten uns quer durch den Wald, kletterten über Felsblöcke und Rinnsale, sanken hie und da bis über die Knie in versteckte Sumpflöcher, fanden aber keine feindliche Spur in dem Schnee, der seine Decke seit drei Tagen nicht verändert hatte. Nach zwei Stunden kamen wir an den Rand eines Tales, jenseits dessen französische Posten standen. Sie waren schon tags vorher festgestellt, und der Jäger Uhle meinte gelassen: „Vielleicht könn' wi eenen affscheeten.“

Da legten wir uns also auf die Lauer in das welke

Digitized by Google

Laub und ich schaute durchs Glas. Eine Weile war drüben alles still. Der verschneite Hang mit kleinen vereinzelten Tannen war gut zu übersehen. Es rührte sich garnichts. Aber jetzt — das war etwas Lebendiges, das war ein Mensch, der aus dem Schatten der breiten Tannen heraus in die Sonne trat.

Er stand breitbeinig da, die Hände in den Hosentaschen, die blaue Kappe der Alpenjäger schief aufs Ohr gedrückt, rauchte und schaute ins Tal nach Mittlach hinunter. Sein Gewehr mochte er am Baum aufgehängt haben.

Jetzt hatten ihn die Jäger auch entdeckt und stritten leise und aufgeregt über die Entfernung. Sechshundert — siebenhundert — ja, es waren mindestens soviel. Uhle und Johannsen schworen alle beide, auf siebenhundert Meter träfen sie glatt. Aber ich wollte nicht. Denn weiter oben sah ich noch so ein paar dunkelblaue Kerle herumwimmeln. Lieber noch ein Stück näher heran. Das taten wir, kamen aber zu tief herunter, und als wir wieder freies Schußfeld hatten, waren die Burschen fort, als ob sie der Wald verschluckt hätte.

* * *

Es dunkelte beträchtlich, als wir, von der mühseligen Kletterei durch Gestein, Gestrüpp und nassen Schnee todmüde, bei der Feldwache anlangten. Nachts meinte ich das Krabbeln der Läuse am ganzen Leibe zu spüren, denn der Fähnrich kratzte sich sogar im Schlaf. Gegen Morgen fuhren wir alle wie auf Kommando in die Höh'. Da kam auch schon der Posten und meldete: Starkes feindliches Artilleriefeuer ringsum.

Was soll das bedeuten?

Digitized by Google

Französischer Graben auf der Vimyhöhe

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf dem Schnepfenriedkopf und auf dem Sillacker gingen die Einschläge in trüben Wolken und Fontänen hoch. Große und kleine Kaliber gemischt in kleinen Abständen. So hatten die Franzosen noch nie in diesem Hinterwinkel geschossen. All die schweigenden weißen weltfernen Berghäupter in der Runde waren plötzlich wach geworden, hatten erzene Stimmen bekommen und der Widerhall des tiefen Tales machte aus ihrem Geheul einen Orkan der Kriegswut. Nein, so hatten sie hier noch nicht ausgepackt, die Herren da drüben. Sie mußten eine Menge Munition heraufgeschleppt haben, in aller Stille. Und nun beschossen sie ausgerechnet die beiden Berge, die den schmalen Eingang ins Mittlacher Tal deckten. Was konnten sie da anders wollen als das nächste, beste? Abknöpfen wollten sie uns.

Aber dann war mit einem Mal wieder Ruhe, und nur die Gewehrschüsse bei der Feldwache 1, die ihren üblichen Grabenkrieg machte, waren zu hören.

Der Fähnrich, der telefonisch mit dem Hauptmann gesprochen hatte, kam zurück, zog sein rundes Bubenantlitz feierlich zurecht und sagte leise: „Eine ganz wichtige Sache! Geheimer Befehl: Heute nacht müssen wir bei Posten 2 das französische Drahthindernis durchschneiden. Sie sollen denken, wir wollen angreifen. Dann halten sie uns für stärker als wir sind und zaudern. Auf jeden Fall: eine großartige Sache!"

Wir überlegten nun, wie dem Posten 2 am besten beizukommen wäre. Das Hindernis zog sich auf den freien Hang hinaus, ein paar hundert Meter weit, und war durch Doppelposten besetzt, die dicht am Stacheldraht hinter Schneemauern standen. Wir hatten aus dem Walde her-

Digitized by Google

aus ein ganzes Stück über das freie Schneefeld zu kriechen. Wenn die Nacht sternklar wurde, wie anzunehmen war, ließ sich der Befehl ohne Schießerei nur dann ausführen, wenn der Posten halbwegs schlief. Und wenn die Schießerei erst einmal anfing, dann war drüben der Alarm fertig, und unsere Drahtschneiderei unmöglich. Eine großartige Sache — naja, das schon. Aber ganz einfach war sie nicht. Drum erbot ich mich, zunächst mal bei Tage mir das Gelände genau anzusehen. Aber dazu sollte es nicht kommen.

Denn während wir noch unseren Kriegsplan schmiedeten, orgelte ein Flieger von Gèrardmer herüber. Er zog im Sonnenschein seine Kreise wie ein Raubvogel und flog in etwa tausend Metern Höhe über unserm Herrenberg so verführerisch tief, daß alsbald die Gewehre der Jäger wie die Karabiner der Schneeschuhfahrer ganz von selber losgingen. Das war nun eigentlich verboten, und es hatte auch nicht viel Zweck, denn treffen ließ sich bei diesem infanteristischen Steilfeuer doch nichts. Dagegen verriet es dem Beobachter in der Höhe das Waldversteck unserer verstreuten Feldwachen, wie wir bald merken sollten.

Der Flieger verzog sich, und nicht lange, da sauste die erste 75 mm-Granate dicht vor unserem Maschinengewehr in den Schnee. Und dann ganz rasch hintereinander ein paar Dutzend von der gleichen Art, alle ganz sauber um unsere kleine Stellung herumgelegt. Die Äste splitterten und krachten, wir duckten uns in den Graben und waren darauf gefaßt, daß die „blauen Teufel" irgendeine Schweinerei vorhatten. Aber sie kamen nicht. Sondern sie streuten eine Feldwache nach der andern ab, mit kurzen, heftigen

Digitized by Google

Salven, und dann war wieder Ruhe. Getroffen hatten sie übrigens nichts.

Danach aber ging die große Beschießung der beiden Berge wie vorhin wieder los. Die kahle Kuppe am Schnepfenried stand in einer dicken Rauchwolke. Wir vergaßen ganz die eigene Gefahr und schauten wie gebannt hinüber. Und wie aus einem Munde riefen plötzlich zwei, drei:

„Die Franzosen stürmen!"

Wahrhaftig, sie kamen von Süden her in langen Ketten angerückt. Der ganze Hang drüben mit seinem Krüppelholz war lebendig geworden. Sie mußten sich während der Nacht schon eingenistet haben, und nun schoben sie sich in der Flanke des Berges langsam vor. Eine ganze Menge Leute, und immer noch tauchten weitere aus Mulden und Deckungen auf. Es mochten anderthalb bis zwei Bataillone sein, Alpenjäger natürlich. Unsere Feldwache drüben auf der beschossenen Kuppe war, wenn sie noch existierte, fünfzig bis sechzig Mann stark.

Es war unheimlich und aufregend, dieses Bild der vorschleichenden Franzosen. Ein richtiges Kriegstheater, aber ein verflucht ernstes. Da vor uns, 1500 Meter Luftlinie entfernt, durch ein tiefes Tal von uns getrennt, der Feind im Anmarsch zum Sturm; im Begriff uns vielleicht in den Rücken zu fallen. Wir hier oben auf vorgeschobenstem Posten, der als der erste verloren war, wenn es ihnen gelang, das ganze Tal einzukesseln.

Wir feuerten hinüber auf die dichten Schwarmlinien, um wenigstens etwas zu tun. Aber wir ließen es bald sein, denn niemand konnte wissen, wie kostbar uns in kurzer Frist jede Patrone sein werde.

Digitized by Google

Die Alpenjäger ließen sich Zeit, gingen zugweis ein Stück vor, legten sich nieder und warteten. Ins Tal hinunter trauten sie sich nicht, erwarteten offenbar auch auf der Höhe einen starken Widerstand. Sie wußten also offenbar garnicht, wie schwach unsere Postierung dort oben war.

Plötzlich, es mochte gegen zwei Uhr sein, schweigen die Geschütze. Die vordersten Reihen der Franzosen erheben sich. Die Offiziere voran, stürmen sie im Laufschritt den Grat des Schnepfenriedkopfes entlang. Die Umrisse der Alpenjäger stehen klar über der Firstlinie des Berges gegen den blauen Himmel. Die Luft ist ganz still, und wir hören das Geschrei und die Sturmrufe von drüben herüberschallen.

Die Franzosen laufen und laufen, und wir halten den Atem an. Jetzt müssen sie längst unser Häuflein überrannt haben. Wir sehen sie stutzen, umkehren, durcheinander wimmeln, suchen. Aber sie finden nichts. Wir sehen die Offiziere beraten, auseinandergehen, abermals schwärmen die Kolonnen aus. Aber kein Schuß fällt. Der ganze schöne Angriff ist verpufft. Unser kleines Kommando, so hörten wir dann später, hatte die Stellung während der Feuerpause geräumt.

Und jetzt bekommen auch wir Befehl zum Rückzug.

Also doch. Eine möglichst unbemerkte Loslösung vom Feinde ist geboten. Er darf nichts hören, nichts sehen. Und möglichst viel Material soll mitgenommen werden. Vor allem die vier Maschinengewehre, die Munition, die Konserven.

Auf halb 6 Uhr abends, bei beginnender Dämmerung ist der Abmarsch festgesetzt. Die Jäger packen ihre Tornister, ihre Wolldecken zusammen, wir rüsten unsere Rucksäcke.

Digitized by Google

Jeder hängt sich von den grauen Patronenbändern um, was er irgend tragen kann; ein jeder kriegt ein paar Büchsen Fleischkonserven aufgeladen. Und Sievers, der Hamburger mit dem großen Appetit, schleppt immer noch eine Kiste ans Licht und redet und bittet und beschwört, die „scheunen" Dosen Gulasch und Fleischklößchen und Bohnen und Erbsen nicht für die „ollen Franzosen" zurückzulassen.

Schließlich ist alles marschbereit. Aber allerhand müssen wir zurücklassen: den Stacheldraht, die Schutzschilde, Hacken, Spaten und Äxte. Und dann: den neuen Unterstand der Feldwache. Er sollte heut abend fertig sein, Uhle hat noch bis zuletzt an ihm gehämmert. Der Fähnrich stand mit Vorliebe „auf seines Daches Zinnen", wenn er sein kleines Reich beobachten wollte. Und nun?

„Ekelhaft zu denken," sagte er und setzte den Helm auf, „wirklich scheußlich, daß vielleicht heute Nacht schon die von drüben hier hausen werden. — Wem gehört dies Gewehr hier?"

„Überzählig, Herr Fähnrich, und kaputt ist es außerdem," meldete einer.

„Also dann macht es ganz und gar kaputt! Sie sollen garnichts finden, womit sie renommieren können."

Die ersten Leute von der vordersten Feldwache schwanken hochbeladen den Weg herab. Bei der dritten Feldwache wird gesammelt. Alles geht gedämpft vor sich. Halblaute Fragen, leise Antworten. Ein paar Lagen Schrapnelle prasseln in die Bäume. Haben sie was gemerkt hinter ihrem Astverhau droben?

Schwerlich. Sie knallen ruhig fort, obwohl der letzte Mann den Graben auf Höhe 1201 längst verlassen hat.

Digitized by Google

Der Leutnant und Zugführer bestimmt die Marschordnung, erteilt kurze Befehle. Zum Schluß sagt er scharf und laut: „Hauptsache ist, kein Mann und kein Gewehr darf verloren gehen."

Langsam setzt sich die bepackte Kolonne in Marsch. Die Schneeschuhleute sind als Pfadfinder beim Vortrupp, wir sind in der Mitte und bei der Nachhut, um, wenn die Kolonne abreißt, die Verbindung aufnehmen zu können.

Es geht steil und ohne Pfad den Hang hinab. Es ist sechs Uhr, und die Dämmerung senkt sich rasch auf den schweigenden Wald. Gewehre klappern und Kochkessel scheppern, hier und da sinkt ein Mann unter seiner schweren Last in die Knie. Alle zehn Minuten etwa gibt es eine Stockung. Man steht und lauscht. Oben auf 1201 schießen sie fleißig weiter. Wir schauen uns an und schmunzeln verständnisinnig.

Aber die Hauptarbeit steht noch vor uns: der Rückzug durch das Tal. Wie, wenn Mittlach inzwischen von den Franzosen besetzt worden ist? An der Brücke bei der Försterei oberhalb des Dorfes geht unser Weg durch einen Engpaß. Wenn sie uns da auflauern, müssen wir uns durchschlagen. Vorläufig hören wir vom Dorf herauf noch keinen Gefechtslärm. Aber er kann jeden Augenblick losbrechen.

Wieder geht es ein Stück abwärts. Da und dort rollt ein Kochgeschirr lärmend über den Hang. Schwarze dichte Tannen nehmen uns auf. Es wird plötzlich ganz finster. Man sieht seinen Vordermann nicht mehr, hört ihn kaum, ergreift aufs Geratewohl einen Zipfel von ihm und trachtet ihn nicht zu verlieren. Der Weg macht unzählige Serpen-

Digitized by Google

tinen. Niemand darf seine Taschenlampe brauchen. Man tastet sich Schritt für Schritt vorwärts, stolpert über Wurzeln und Steine.

Halblaut geht ein Befehl durch: „Seitengewehr aufpflanzen!"

Die Spitze hat die gefährliche Waldzone erreicht. Jeden Augenblick kann es zum Nahkampf kommen. Aber die langen Seitengewehre sind bei dem engen Marschieren in der Finsternis so hinderlich und gefährlich, daß der Befehl wieder zurückgenommen wird.

Zwei Stunden sind wir schon unterwegs. Das Wildwasser rauscht näher und näher. Die Brücke muß ganz nahe sein. Ist die Försterei noch unser oder gehört sie dem Feind? Davon hängt alles ab.

Wir halten regungslos, während eine Patrouille vorgeht. Minute um Minute verrinnt, sie dehnen sich ins Endlose. Der Schweiß fließt in kleinen Bächen. Wir lauschen, flüstern, lauschen wieder. Nur der Wildbach schäumt und gurgelt und braust. Er übertönt alles Geräusch. Angespannt ist jede Faser, jeder Sinn. In starken Stößen arbeitet der Herzschlag.

Eine Viertelstunde halten wir schon. Bewegung: die Försterei ist frei vom Feinde! Noch steht unsere Wache dort, um uns zu erwarten. Auch das Dorf ist noch frei. Aber jeden Augenblick können die Franzosen da sein. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Wir treten aus dem Walde hinaus, auf die Fahrstraße, fühlen festen Marschboden unter den Füßen, fühlen uns sicher. Mögen sie nur kommen jetzt, mögen sie angreifen, wir wollen sie schon empfangen.

Digitized by Google

Um 8 Uhr 30 Minuten sind wir im Dorf. Es liegt da wie tot. Kein Licht, kein Hund bellt. Am Ausgange sammelt die Kompanie. In kleinen Trupps kommen die eingezogenen Wachen, die Posten, an. Um 9 Uhr 30 marschieren wir in guter Ordnung talabwärts in die längst vorbereitete Aufnahmestellung.

Wachen und Patrouillen werden eingeteilt. Wer frei ist, wickelt sich in seinen Mantel, seine Decke und schläft am Straßenrand. Wir sind hundemüd, und haben keinen Hunger, nur Durst.

Droben am Herrenberg, Höhe 1201, schießen sie immer noch, die Franzosen. Wann werden sie endlich merken, daß sie überlistet sind?

* * *

Am anderen Tag meldete der französische Tagesbericht ungefähr folgendes:

„Durch einen prächtigen Sturmangriff eroberten unsere Alpenjäger nach vorausgegangener wirksamer Beschießung die feindlichen Stellungen auf dem Gipfel des Schnepfenriedkopfes. Der Widerstand des Gegners brach unter dem unwiderstehlichen Vorstoß verlustreich zusammen."

Der deutsche Tagesbericht sagte:

„Südwestlich von Metzeral wurden unsere Vorposten vor überlegenem Feinde auf ihre Unterstützungen zurückgenommen."

Digitized by Google

Ein Sprengtrichter in Nordfrankreich

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Oktober 1915

Bei der Champagne-Armee

In raschem Fluge stob das Auto durch den grauen Herbstmorgen. Die Straße war leer, das Vieh graste friedlich auf den saftigen Weiden, in den Dörfern Feldgraue und Eingeborene bei der Morgenarbeit. Vielleicht daß es auf den Schienen ein wenig lebhafter zuging als sonst. Jedenfalls deutete nichts darauf hin, daß wir, eine kleine Zahl neutraler Berufsgenossen und ich, uns dem Schauplatze eines der wuchtigsten und blutigsten Durchbruchsversuche der Franzosen näherten. „Allerhand Hochachtung," meinte der behagliche Argentinier neben mir in seinem Berliner Zungenschlag, „der deutsche Generalstab muß nichts zu verbergen haben, wenn er uns Neutrale gerade jetzt unsere Rundreise an der Front machen läßt. Einen besseren Beweis dafür, daß es hier gut steht, kann er dem Auslande ja gar nicht liefern."

Wir näherten uns dem Quartier des Armee-Oberkommandos, und nun belebte sich die tadellos gehaltene Straße mehr und mehr. Marschierende, reitende und Fuhrpark-Kolonnen, kleinere und größere Trupps in der bekannten militärisch geregelten Bewegung. Ein Zug Gefangener, die graublauen Mäntel weiß bestaubt, die flachen Stahlhelme auf, zieht vorüber. Sie haben etwas Mittelalterliches in ihrer neuen Kopfbedeckung, man denkt an Schildknappen und denkt sich unwillkürlich das Panzerhemd hinzu. Ihre Meinungen sind geteilt: „Schwer allerdings, und

Digitized by Google

recht heiß," sagte der eine und wiegt den Helm. „Aber er schützt," ruft der zweite, „die Kugel gleitet ab!" Und er zeigt mit rascher Bewegung, wie das Abgleiten erfolgen muß. Unsere Soldaten aber erklären, auf 150 bis 200 Meter schlägt unsere Gewehrkugel glatt durch.

In einer Reitbahn haben wir dann noch an die dreihundert Gefangene getroffen, frisch eingebracht in der letzten Nacht. Junge Leute, die meisten aus den nördlichen Departements, aufgeweckte hübsche Köpfe unter ihnen, gar kein schlechtes Material. In einer Ecke lagen auf dem Stroh ein paar Offiziere der Marine-Infanterie in dunkelblau. Niemand würde sie für das halten, was sie sind, so vollkommen scheinen sie äußerlich und innerlich zur Mannschaft zu gehören. Ich rede den ältesten an. Sofort erhebt er sich, stellt sich militärisch, verbindlich in Positur, ein stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit nur einem Auge.

„Welchen Rang haben Sie?"

„Oberleutnant," sagte er auf deutsch.

„Sie sprechen deutsch?"

„Oh, ich habe ein wenig in Deutschland" — er sucht — „gelebt", helfe ich aus. „Gelebt" wiederholt er.

„Aber Sie sind ein alter Soldat?"

„Freilich, lange in Süd-Afrika. Und jetzt hier." Er zuckt resigniert die Achseln. Seine jüngeren Kameraden haben sich ebenfalls erhoben. Er erklärt mir bereitwillig ihre Abzeichen. Die französischen Offiziere tragen bekanntlich die Gradabzeichen an Ärmel und Mütze. Früher in goldenen Streifen rundherum, jetzt die unteren Chargen nur noch kleine, kaum sichtbare hellgraue Winkelzeichen am Unterärmel des Rockes oder Mantels, der im Tuch und

Digitized by Google

im Zuschnitt vollkommen demjenigen der Mannschaft angepaßt ist.

„Tragen Sie jetzt alle die neuen Helme?"

„Alle. Noch nicht lange. Sie sind sehr schnell gekommen."

Auch das Schuhwerk ist neu und solid. Kein Nagel in der Sohle fehlt. Es scheint sich also zu bestätigen, daß man für die letzte Offensive neue Ausrüstung beschafft oder bereit gehalten hat, um das Herz des herabgestimmten „poilou" auch durch dieses Mittel höher schlagen zu machen.

Daneben freilich ist auch mit anderen Anregungen nachgeholfen worden, z. B. bei den Schwarzen; denen hat man mit Kognak Stimmung gemacht.

Diese letzte Anordnung war zwar nicht im Armeebefehl verordnet. Aber angewandt wurde sie doch, das bezeugen unsere Soldaten. „Gestunken haben sie, die Schweine!" Und Verwundete und Gefangene haben sie niedergestochen in ihrem Rausch. Daß die Zahl der schwarzen Gefangenen unter diesen Umständen bei uns nicht groß ist, wird man begreiflich finden. Die Nahkämpfe wurden mit einer unbeschreiblichen Erbitterung geführt. Es ist vorgekommen, daß die Franzosen ihre Angriffe vierzehn Mal am Tage gegen dieselbe Stellung angesetzt haben, mit immer neuen Truppen in der bekannten vierfachen Sturmkolonne, während unsere Leute bei der Verteidigung wohl durch Reserven verstärkt, aber nicht abgelöst wurden. Und dabei haben sie nicht nur zäh gegen eine fünffache Übermacht standgehalten, sondern auch noch Kraft und Mut zu Rückstößen übrig gehabt. Ein jeder hat auch ohne besonderen Aufruf seiner politischen Intelligenz gewußt, was für uns diesmal auf dem Spiele stand. Unsere Führer haben die Gewalt des

Digitized by Google

Durchbruchversuchs erkannt, bevor er noch begonnen hatte, das geht aus dem Armeegruppenbefehl hervor, in dem General Fleck bereits am 22. September mit mannhaft kurzen Worten den Ernst der Stunde betont, und sich an den „eisernen Willen", die „todesmutige Entschlossenheit" seiner Truppen wendet. Wir wissen es nun, daß er es nicht vergebens getan hat. Die „eiserne Mauer" ist trotz aller Sieges- und Glückwunschdepeschen unüberwindlich geblieben, und trotz der ungeheuren Erschütterung, der sie Tage und Nächte hindurch ausgesetzt war.

Welchen kriegsgeschichtlichen Rang diese Standhaftigkeit in der Herbstschlacht beanspruchen darf, wird man erst später sagen können, wenn die Kräfte hüben und drüben und ihre Wirkungen klarer zu übersehen sind, als es heute selbst den Stäben möglich ist. Nur gegen das Vorurteil muß man sich wenden, als ob die Front im Westen bei ihrem Stellungskampf gegenüber dem Osten mit seiner dauernden Bewegung im Vorteil sei. Dem naiven Zuschauer erscheint die Fülle der östlichen Ereignisse und Eroberungen leicht als der „richtigere" Krieg. Das ist falsch. Die Kameraden, die aus dem Osten zurückkommen, urteilen anders. Dort ist der Krieg schöner, kurzweiliger sozusagen, aber schwerer, ernster und angreifender sei er doch im Westen. In Bereitschaft sein ist alles. Das verlangt unter Umständen mehr als ein fröhliches Wagen und nur mutiges Losgehen. Es ist etwas Außerordentliches, was hier in steter Anspannung aller Nerven und Kräfte gegen zwei militärisch ganz vollwertige Gegner geleistet worden ist und Stunde um Stunde aufs neue geleistet wird.

* * *

Digitized by Google

Durch die verschlafene französische Kleinstadt unseres Oberkommandos braust und dröhnt bei Tag und Nacht ein unerhörtes Leben. Ordentlich verschüchtert stehen die kleinen Häuser da mit blinden Ladenfenstern und geschlossenen Türen. Weder im „Pauvre Bûcheron" noch im „Bon Diable" wird Jacques Bonhomme seines gestörten Lebens froh. Die Straßen sind umgetauft, die Kaiser-Wilhelm-, die Leipziger Straße bewältigen jetzt einen Verkehr, der mit seinen Kraftwagen-Kolonnen, mit Protzen, Stabsautos, Leiterwagen, Karren aller Art wahrlich dem Verkehrslärm der Berliner Leipziger Straße nicht sehr viel nachgibt. Kommt der Verkehr in den Lüften hinzu, so ist das große Orchesterkonzert fertig. Es kommen immer einmal ein paar neugierige Franzosen angeflogen, um ihre gebrannten Mandeln und verdächtigen Zuckerhüte fallen zu lassen. Dann schaut der berühmte alte Herr, dessen Büste auf hohem Sockel vor der Kirche thront, noch pathetischer in die Luft als sonst. Die recht appetitliche Muse, die sich über seine aufgestapelten Werke beugt, scheint für die neue Unterhaltung um sich herum entschieden mehr Sinn zu haben als für die Philosophie der Kunst und ähnliche gelehrte Dinge. Der feldgraue Betrieb brandet um die vormals so stille Denkmalsecke, und was ihm etwa an philosophischer Vertiefung fehlt, ersetzt er reichlich durch die Fülle seiner Erscheinungen.

Nein, so viel energisch angespanntes Leben hat auch die kleine Kirche gegenüber noch nicht gesehen. Sie blickt immerhin auf eine stolze Vergangenheit zurück mit ihrer romanischen Pfeilerbasilika, vor die dann das 16. Jahrhundert ein dreiteiliges Renaissanceportal gesetzt hat mit allerhand unbekümmerten gotischen Einfällen. Danach ist das achtzehnte

Digitized by Google

Jahrhundert gekommen mit einem gemütlich runden Schieferturm, der in seiner Korpulenz eine zwar nicht nachweisbare, aber umso augenscheinlichere Ähnlichkeit mit der behäbigen Statur des kleinen großen Gelehrten vom Denkmal drüben aufweist. — — —

Hier wurde ich durch einen regelrechten Krach unterbrochen. Und ein zweites Mal kracht es, daß die wackligen Fenster zittern. Signale schmettern, ein paar erschreckte Gäule gehen durch, die Straße leert sich im Nu. Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude. Dort kreist in reichlich 2000 Metern Höhe ein ganzes Geschwader jener singenden Vögel, die uns heute schon einmal allerhand Gutes zugedacht hatten. Diesmal sind sie eifriger. Die Bomben sind, in Anbetracht der Höhe, nicht übel gezielt. Und wunderlich ist ihr Wirkungskreis, denn nicht nur das Hausdach hat ein Loch, sondern auch ein paar Gäule, die vierzig Meter weit wegstanden, haben ihr Teil. Irgendwo brennt es lichterloh, ein Holzschuppen ist es, und der Feind, wie er nun einmal beschaffen ist, wird fröhlich melden, er habe unseren Munitionspark vernichtet. . .

Ich versuche nicht, meine kunsthistorischen Vergleiche von vorhin fortzusetzen. Der Kriegsgott ist ein strenger Gott und duldet keine friedlichen Beziehungen zu lächelnden Musen und Grazien. Übrigens — die bronzene Dame am Denkmal — ich traue ihr nicht mehr ganz. Sie ist schließlich Französin und hat mir die verschlafene Kleinstadt verübelt. Sie hat uns vielleicht die Flieger hergelockt zum Beweise, daß Frankreich wach ist und wachsam. Sie hat vielleicht genug von den Deutschen. Verdenken kann man es ihr eigentlich nicht.

Digitized by Google

November 1915

Die Fluren in der Champagne

Die lachenden Fluren in der Champagne sind ein Irrtum. In dem Kampfgebiet unserer Truppen zwischen Aubérive und den Argonnen fließen weder Milch noch Honig, und die Traube des Sektes reift anderswo als hier. Die feldgraue Kriegssprache hat das Wort „Lause-Champagne" für diese Gegend ingrimmig und verständnisvoll übernommen. Der Historiker erinnert sich, daß hier die katalaunischen Gefilde zu suchon sind, und ist überzeugt von der Größe der Landschaft. Beide Auffassungen bestehen zu Recht.

In langen Bodenwellen, deren Kämme von Westen nach Osten verlaufen, dehnt sich das Land gen Süden. Keine der Höhen übersteigt 200 Meter. Man hat eigentlich von jedem flachen Hügel, jeder flachen Bodenwelle aus eine weite Sicht. Schweigend, ernst und traurig ist diese kümmerliche Natur. Weit und breit kein Haus, nur in der Ferne, aus irgend einem Talgrunde auftauchend, ein einsamer Kirchturm. Kärgliche Äcker in der nächsten Umgebung der Dörfer, sonst Weide und Wald. Aber was für ein Wald: Kleine Kiefern, richtiges Kruppzeug, das aussieht, als ob es sich nie zu ordentlichen Stämmen auswachsen könne. Einige Birken, verstreute Fichten, in den Senkungen ein paar Eschen unterbrechen die Einförmigkeit dieser Landschaft. Hängt ein düsterer Novemberhimmel über ihr, so ist sie trostlos. Am hellen Tage mag das Auge des Strategen gewaltige Herresmassen auf diesem idealen

Digitized by Google

Kampfgelände im Geist aufmarschieren lassen. Wahrhaftig, hier ist der Boden für eine Schlacht großen Stiles, mit stürmenden Kolonnen, auffahrender Artillerie und heranbrausenden Reiterscharen. General Joffre, der seine Divisionen in dichten Mengen grade hier durchbrechen lassen wollte, wußte schon, was er tat. Ein Stellungskampf aber in dieser Einöde — der paßt eigentlich gar nicht her.

Im vorigen Winter hatten unsere Truppen die zweigeleisige Bahn zur Verfügung, die von Challerange im Aisnetal südwestlich zum Py-Grunde einlenkt und über St. Souplet nordwestlich nach Bazancourt zur großen Linie Reims-Rethel einmündet. Das war in jeder Hinsicht eine Erleichterung. Heuer ist zwar die Bahn und ein paar Kilometer ihres südlichen Vorgeländes noch ebenso in unserem Besitz, aber die Artillerie der Franzosen ist ihr zu nahe gerückt für einen ungestörten Betrieb. Die Strecke ist arg zerschossen.

Lehm und Kalk, oder besser Kreide — das sind die Bestandteile dieses rauhen Bodens. Und zwar in reinlicher Scheidung: obenauf die Lehmschicht, hier ganz dünn, in den Niederungen mannstief und noch tiefer, darunter die bröckelige Kreide, die sich aber sehr rasch zu massivem Kalkgestein verdichtet. Eine üble Gemeinschaft: Lehm und Kreide. Wären sie gemischt, so würden sie das Land fruchtbar machen, in der reinlichen Schichtung aber hindern sie das Wachstum. Vor allem hält der kreidige Untergrund das Wasser nicht. Die Champagne ist dürr, und das wenige Wasser der seltenen Bäche ist ebensowenig trinkbar wie das Brunnenwasser hier.

Das ist die erste große Schwierigkeit für die Truppen: die regelmäßige und ausreichende Wasserzufuhr.

Digitized by Google

Auf weiten, weiten Wegen, die nach jedem leichten Niederschlag glitschig, nach jedem Regen aber morastig werden, kommt das Trinkwasser für Mensch und Vieh an die Front. Kleine gebrechliche Wagen mit emsigen Pferdchen davor, schwere Lastautos, Munitionskolonnen und Krankenwagen kämpfen sich von abends spät bis morgens früh durch Dunkelheit und Dreck. Wer hätte Zeit, all die Granatlöcher auszufüllen, die die Straße unsicher machen! Jeder weicht aus, so gut er kann, nur immer dem Vordermann auf den Fersen bleiben, sonst reißt die Kolonne ab, und kein Baum oder Haus zeigt einem die Richtung. Wo die Front ist, das sieht man bei Nacht freilich besser als bei Tage, denn am ganzen südlichen Himmelsrande wetterleuchtet es, vom Mündungsfeuer der Geschütze, die unablässig feuern, von den Leuchtkugeln, die unaufhörlich steigen und sinken. Aber diese dumpf donnernde Front ist viele Kilometer lang und an einer ganz bestimmten Stelle erwartet das Xte Regiment mit Sehnsucht Proviant, Munition, Post, Bretter und Balken und all die Dinge, die man im Felde braucht und ständig verbraucht.

Vorne zwischen unseren Stellungen wird die Gegend ganz sonderbar. „Die reinste Schneelandschaft," sagte der Oberst treffend, der mir mit berechtigtem Stolz seine neuangelegten Gräben zeigte. Die französischen Granaten haben die Hänge aufgewühlt, die dünne Grasnarbe und das Kieferngestrüpp weggefegt und die Kreide zu Tage gebracht. Schuß liegt neben Schuß, Kilometer weit, Kilometer tief, und jeder Schuß hinterläßt seinen kleinen Kreidehügel. Die kleinen Kiefern stehen da wie mit Mehl bestäubt. Zwischen ihnen in dunklem Gewirr verschlungen die Leichen gefallener Fran-

Digitized by Google

zosen. Soweit sind sie in dichten Kolonnen vorgestürmt in der großen Herbstschlacht, dann mußten sie zurück und nun liegen die Toten zwischen unseren Stellungen am ungedeckten Hange, wo sich niemand zeigen darf, ohne einen Hagel Schrapnelle zu entfesseln.

Der schöne weiße Kreidegrund hat allerlei Eigenschaften, die gar nicht schön sind. Dem Spaten setzt er einen stumpfen Widerstand entgegen, nur der Spitzhacke gibt er nach. Es ist ein mühsames hartes Schanzen. Die ausgeworfene Kreide aber verrät schneller als jedes andere Erdreich dem Gegner, besonders dem feindlichen Flieger den neuen Graben oder Unterstand. So gut es geht wird das leuchtende Weiß gedämpft, mit Lehm und Zweigen gedeckt, im Sommer hat man Senfsamen draufgestreut, um sich durch lebhaftes Grün zu schützen.

Sonst pflegen die abgelösten Bataillone in den nächsten Dörfern Ruhestellungen zu beziehen. Hier können die Korps- und Divisionsstäbe froh sein, in den verschmutzten Dörfern notdürftig unterzukommen und einige Reserven unterzubringen. Die hausen dann in kleinen Dörfern, manchmal bis zu 5000 Mann. Die meisten Leute aber müssen in Barackenlagern im Walde ihre Ruhezeit verbringen. Über und unter der Erde richten sie sich ein, so gut es gehen will, mit all dem Humor, der dem deutschen Soldaten in diesem ermüdenden Stellungskriege schon so oft über schlimme Zeiten hinweggeholfen hat.

Die weiten düsteren Fluren der Champagne sind tausendfach mit kostbarem Blut gedüngt. Hier hat Frankreich seine beste Kraft eingesetzt, hier liegt seine junge Mannschaft begraben. Eine der wildesten Schlachten des Krieges im Westen

Digitized by Google

hat sie gefällt, zugleich mit manchem wackeren deutschen Manne. Weithin verstreut, hügelauf, hügelab, unzählige Gräber. In dichten dunklen Schwärmen ziehen die Krähen über den riesigen Friedhof. Aber noch ist keine Stätte des Friedens hier. Noch immer schleudern die Geschütze den Tod in die Lüfte, und in dunklen Sturmesnächten kann der einsame Posten dem Kampf der Streiter hoch droben lauschen, der unersättlichen Streiter der katalaunischen Gefilde.

Digitized by Google

Oktober 1915

Kämpfe im Artois

Um die Vimy-Höhe

Die blutigen Septembertage des großen Vorstoßes waren vorüber. Kein Durchkommen in der Champagne, keines im Artois. Aber wollten sie denn überhaupt durch, die Franzosen? Wollten sie nicht vielmehr einen Etappensieg, eine Berichtigung ihrer Linien? Und hatten sie nicht endlich das Dorf Souchez gewonnen, den Trümmerhaufen, den die Deutschen so lange zäh verteidigt hatten? Das große Leichenfeld am Fuß der Lorettohöhe war geräumt, die deutschen Truppen hatten sich östlich in die Falten der Vimy-Höhen zurückgezogen. Die Franzosen überlegten: sollte es nicht möglich sein, den Feind, trotzdem er die große Offensive von dieser neuen Stellung aus so blutig abgeschlagen hatte, durch einen neuen Teilangriff von der Höhe zwischen Thélus und Givenchy hinunter zu werfen? Dann lag die reiche Ebene Flanderns offen vor ihnen, mit den grüßenden Türmen von Douai, Cambrai und Lille, dann waren die Deutschen sicherlich in wenigen Tagen über die Grenze.

In den ersten Tagen des Oktober dauerte das Artilleriegefecht ununterbrochen fort. Preußische Garde und bayerische Kerntruppen hatten alle Hände voll zu tun, die zusammengeschossenen Gräben und Unterstände herzurichten. Was auf der Karte vorhanden war, wo war es alles in der Wirklichkeit geblieben? Auf knapp hundert Meter lag man sich in den

Digitized by Google

Gräben gegenüber. Die Franzosen drüben saßen noch in der Kreide, die Deutschen bereits im Lehm. Flache Mulden, von Granattrichtern unterbrochen, deuteten den Lauf der verschütteten Gräben an. Da und dort war eine Sappe vorgetrieben. Sonst nur einfache Böschungen ohne Schützenaustritt, ohne Hindernisse davor. Wann hätte man sie legen sollen? Keine Unterstände mehr, nur hie und da eine natürliche Bodenfalte, ein Hohlweg, der etwas bessere Deckung bot.

Die Franzosen beobachteten genau und schossen unaufhörlich. Von der Lorettohöhe sahen sie zur Gießlerhöhe, östlich Souchez, sahen sie zur Ferme la Folie und zum Schlößchen hinüber, ihre Flieger sorgten für weitere Aufklärung. Das „Störungsfeuer" krachte Tag und Nacht. Trotzdem arbeiteten unsere Leute, so gut es ging. Jede kleinste Feuerpause am Tage nutzten sie aus, und vor allem nachts schaufelten sie an Gräben und Unterständen. Die Schritte knirschten, denn die Granatsplitter bedeckten den mürben, trockenen Lehm. Der Spaten knirschte, weil er alle Augenblicke an einen Blindgänger stieß. Und wenn er eigensinnig stumpfte und nicht eingriff, dann war er an eine verschüttete Leiche geraten.

So ging es fort, Stunde um Stunde, im Dunkel der Nacht, wo plötzlich und verräterisch die Leuchtkugeln aufstiegen und alles sich auf den Boden warf, regungslos. Denn jetzt — das wußte jeder — kamen von drüben ein paar leichte Schleuderminen angefaucht, oder gar Handgranaten aus dem feindlichen Sappenkopf. Erlischt die Kugel nicht bald? Die Zeit ist knapp, die Annäherungsgräben müssen ausgebessert, Munition und Material muß vorgeschafft werden. Schon dämmert es im Osten. In

Digitized by Google

feuchten kalten Wogen zieht der Nebel über die Höhe, von Pulvergasen und Verwesung schwer.

Ein paar Tage vergehen so in unruhiger Arbeit. Schon wird das unablässige Störungsfeuer, wird der Regen der Schrapnelle etwas Gewohntes. Da, am 10. Oktober war's, beginnt in den ersten Nachmittagsstunden das Feuer an zu trommeln.

Granaten jeden Kalibers heulen heran. In die erste, die zweite Linie und in die Laufgräben schlagen sie ein. Haushoch stäubt der Lehm in braunen Fontänen empor, die ganze Vimy-Höhe ist eine einzige mißfarbene Erdwolke. Die Leute kauern in den notdürftig gezimmerten Unterständen. Sie wissen ja, was kommen muß. Sie wünschen es herbei. Stunde auf Stunde verrinnt. — „Kreuzteifi! Kimmt er denn no net bald füri, der Sauhund, der dreckat?" Nein, er kommt noch nicht. Er schießt wie wild bis in den Abend hinein, der Franzos. Aber anzugreifen wagt er noch nicht. Die Posten, die draußen in dem Höllenstrudel aushalten, neben den Unterständen, in den Sappenköpfen, hinter ihre Stahlschilde geduckt, hören wohl von drüben das bekannte Sturmkommando gellen: »tout le monde en avant!« Aber sie stürmen nicht, heut noch nicht. Die Stellung ist noch nicht reif.

Die Dunkelheit bricht ein, das Trommelfeuer sänftigt sich zum Streufeuer. Es ist immer noch unangenehm genug, aber man kann sich doch rühren, die Zerstörung draußen untersuchen. Ja, da schaut's bös aus. Die Gräben sind zur Hälfte eingeebnet, die Unterstände zum Teil abgedeckt und verschüttet. Die Kameraden müssen ausgegraben, die Gräben erneuert werden. Alles arbeitet fieberhaft, Offi-

Digitized by Google

ziere und Mannschaften. Mühsam kommt durch die unterbrochenen Laufgräben das Essen heran. Wenn's nur auch was zu trinken gäb! Gleich wär der „Hamur" ein andrer. Aber auch so ist er noch da. „Gell, dös hast eh' g'spannt, daß d' Bayern do san? Geh her, wanns d' a Schneid hast!" Einer ist auf den Grabenrand gesprungen, ruft's hinüber, schwingt sein Gewehr. Pepperepepp! machts drüben, und die Kugeln pfeifen. Altbayrisch versteht der Franzos nicht besser.

Am andern Morgen ist die Stellung instand gesetzt. Geschlafen hat keiner, und jetzt schläft erst recht niemand. Um 7 Uhr trommelt der Feind abermals aus allen Geschützen, stärker noch als gestern. Ein Höllenlärm, kaum daß man noch die einzelnen Schüsse unterscheiden kann. Einer versucht's, ein Pionier, der sich drauf versteht, bringt es bis auf 47 Schuß in der halben Minute, dann gibt er's auf. Unmöglich, weiter zu zählen. Und letzten Endes auch zwecklos.

So wird es Mittag. Hört er noch nicht bald auf? Fort und fort das alte dröhnende Lied. Die Erde bebt, die Kampfeswolke ballt sich auf, höher und höher schwillt und wächst sie, auf Kilometer weit überschattet sie das grausam durchfurchte, trostlos zerschlagene Land. Die Führer wiederholen ihre Weisungen, jede Gruppe weiß ihren Platz, die Leute brennen vor Ungeduld und Kampfbegier. Sie haben erst unlängst ruhigere Stellungen mit diesem Wetterwinkel vertauscht, sie freuen sich aufs Raufen wie die Buben. Aber der Franzose trommelt weiter. Er gibt schon mehr Schützenfeuer als Artilleriefeuer. Noch arbeitet das Telephon leidlich, Unterbrechungen sind immer bald geflickt.

Digitized by Google

Die Posten draußen wollen gar nicht abgelöst sein, sie halten aus bis zu zehn Stunden; sie spitzen durch Qualm und Brand hinüber zum Feinde, wo die Gräben sich mit Sturmkolonnen füllen und die aufgepflanzten Bajonette verräterisch über die Brustwehr blitzen.

Bis um 5 Uhr nachmittags plötzlich das gesamte Feuer auf der ersten Linie ausgesetzt. Alle Granaten sausen hinterwärts. Sperrfeuer! Kein Mann soll zurück! Will es einer?

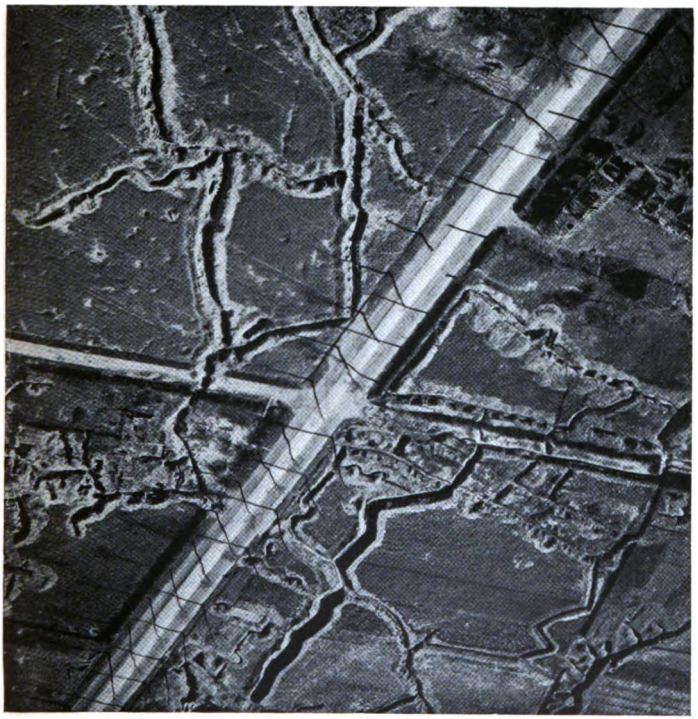
„Jetzt kemmas!" schreit der Posten. Und der Mann im Sappenkopf ergreift die Handgranaten.

Im Nu ist alles draußen, liegt jeder Mann im Anschlag, an die Erde geschmiegt, hinter Schutt und Lehm, jeden Muskel, jeden Nerv gespannt.

Die Führer atmen erleichtert auf — eine Sekunde nur, aber es ist doch ein Aufatmen. Gottlob, wir sind da. Der Moment der beginnenden Feuerpause ist ausgenutzt, die leeren Gräben sind besetzt — Gräben? Löcher, Trichter, Schutthaufen! Was tut's, wir sind da, zum blutigen Empfang gerüstet, Mann für Mann. Wo der Feind sich einbildet, es könne keine Maus mehr am Leben sein, nach solchem Feuer.

Es kracht mit dumpfem Bersten, der Feind gibt seine letzten Minen aus, Rauchwolken steigen empor, da, dort, und durch das schwarze Gewölk stürmen sie vor, die Franzosen, in Sturmkolonnen zu 30 und 40 Mann, die Gewehre zum Sturm gefällt, die Gesichter wild verzerrt, die Augen weit offen: „En avant! En avant!" Ein vernichtendes Feuer empfängt sie. Unsere Maschinengewehre mähen furchtbar, unser Schützenfeuer ist gezielt. Sie erschrecken, stürzen, wanken, weichen zurück. Ihre Offiziere, den Revolver in

Digitized by Google



Die Wegekreuzung von Broodseinde in Flandern

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Digitized by Google

der Faust, treiben sie vor. Es hilft nichts. An manchen Stellen fällt unser Feuer so hageldicht, daß sie ihren Graben gar nicht zu verlassen wagen. Wo sie es dennoch tun, kriegen sie Flankenfeuer von unseren Sappenposten mit Handgranaten. Was nützt da ihre Übermacht! Sie können nicht vor, sie rennen in ihr Verderben. Sie können auch nicht zurück. Denn unsere Artillerie, die den Moment des beginnenden Sturmes scharf erfaßt und ganze Kompagniekolonnen beim Vorgehen zerschmettert hat, gibt jetzt Sperrfeuer für die Franzosen. Und schlimmer noch: Die eigene Artillerie des Feindes legt ihre Schrapnelle in den Rücken der wankenden Sturmtruppen. Das ist kein Zufall, ist erwiesene Absicht. So absichtlich schlecht schießt kein französischer Kanonier, wenn er nicht muß. Die Kolonnen sollen vor, unter allen Umständen, die Vimy-Höhen sollen in ihrer ganzen Länge, vier Kilometer und mehr, gewonnen sein.

An einzelnen Grabenstellen sind die Angreifer anscheinend glücklicher. Mutig arbeiten sie sich vor, schon haben sie den Graben erreicht und nun sind sie drin. Was ist geschehen? Der Unterstand ist durch eine Mine verschüttet, der Zugführer liegt ohnmächtig am Boden, die Gewehre und ein Teil der Mannschaft sind im Geröll begraben. Der Rest wehrt sich mit Handgranaten. Der Pionierspaten blitzt und schafft ganze Arbeit, von der Seite kommt Verstärkung mit dem Kompagnieführer an der Spitze. Schon haben die Franzosen eilig mit Sandsäcken ihre Flanke verbarrikadiert. Nun wird ihnen die Eile zum Verderben: sie werden in die Sackgasse getrieben, im Handgemenge erschlagen und erstochen, der Rest gibt sich gefangen.

Hinter den Wolken von Schutt, Qualm und Stank ist

Digitized by Google

die matte Oktobersonne Flanderns müde und unbeachtet zur Rüste gegangen. Immer noch hämmert, faucht und kracht die schwere Artillerie im Bogen über die vorderste Linie hinweg. Dann wird sie stiller. Die Granaten kommen einzeln, unwillig und böse. Sie wissen, daß sie nur noch stören, nicht mehr sperren oder vernichten können. Die deutsche Front steht unerschüttert. Der Sturm auf die Vimy-Höhe ist abgeschlagen. Schon legt sich das Dunkel der Nacht schützend auf Tod und Wunden. Die Sanitäter haben zu schaffen. Die Kämpfer aber schanzen rüstig an Gräben und Unterständen, zum wievielten Male, wissen sie selber kaum. Denn wer weiß, vielleicht gelüstet es den Feind einmal nach einem Nachtangriff, weil ihm der Tag so wenig hold war.

Das Regiment im Nachbargraben aber hat eine Mordswut. „Grad bei uns sans net kemma, die Malifizkerl, die verdächtigen!"

Einzelkämpfe

Ein Artillerieoffizier erzählt:

Ich stand in den Tagen vor dem 25. September als Beobachter bei La Folie auf der Vimy-Höhe. Vom Schlößchen stehen noch zwei Mauern. Die Ferme, der Gutshof liegt umkränzt von schönen Obstgärten. Jetzt ist natürlich auch alles zusammengeschossen.

Im vordersten Graben war mein Stand. Die Infanterie sieht den Artilleristen mit dem Scherenfernrohr gern vorne bei sich. Es beruhigt sie, wenn sie weiß: nicht nur wir hier vorn, auch die Kanonen hinter uns halten Wache.

Die Franzosen waren geschäftig wie immer. Ihre Ar-

Digitized by Google

tillerie schoß Tag für Tag von der Lorettohöhe zu uns herüber, mit allen möglichen Kalibern, und jeden Tag etwas mehr. Das ging nun schon an die zehn Tage so. Bei der Nacht schanzten sie fleißig, trieben ihre schmalen Sappen vor, sehr geschickt gegen den Hang. Eines Morgens hatten sie einen neuen Graben aufgeworfen, fix und fertig, kaum 150 Meter vom Beobachtungsstand. Was sollte das? Was hatten sie vor? Vielleicht minierten sie auch schon. Zu hören war nichts, denn die Geschütze trommelten jetzt. Drei Tage lang. Mittendrin wurde ich abgelöst.

Es dauerte nicht lang, da mußte ich wieder vor. Der ablösende Kamerad war gefallen. Ich suchte den Zugangsgraben — er war fort, verschüttet, einfach verschwunden. Die Gräben rechts und links voller Leichen. Im Felde ein Granattrichter neben dem andern, die benutzte ich beim Vorspringen. Trotzdem bemerkten sie mich und nahmen mich unter Maschinengewehrfeuer. Die Kugelgarbe siebte die Luft, ich hoffte nichts, ich fühlte nichts, dachte nur: jetzt, jetzt ist's zu Ende. Dennoch kam ich unversehrt durch.

Der Morgen des 25. September brach an. Man merkte es kaum. Nur Rauch und Qualm ringsum. Ein Einschlag neben dem andern, hageldicht. Der nächste geht in den Stand, das ist sicher. Das Telephon arbeitet nicht mehr. Die Leitungspatrouille geht in den Feuerregen hinaus, sucht und sucht den Draht, flickt ihn. Das Glockenzeichen tönt: „Was ist denn dort los?" frage ich. „Die Franzosen . . ." Wumm! Wieder ein Treffer in die Leitung.

Ein Posten stürzt herein: „Die Franzosen kommen!" „Wo denn?" „Sie sind schon im Wäldchen!" „Hast Du sie gesehn?" „Nein, Herr Leutnant! Aber mir war doch

Digitized by Google

so." „Marsch, marsch zurück auf deinen Posten, Kreuzdonnerwetter!"

Ein andrer taumelt vorbei. „Wie steht's bei euch vorn?" „Alle sind hin!" „Wer sagt das?" „Wie ich am rechten Graben vorbei bin, hat sich keiner mehr gerührt." „Ist ja nicht wahr," sagt der Krankenträger, „nur vier Mann hat's erwischt, die andern zehn leben." So wird bald der eine, bald der andere von der Panik ergriffen, sieht Gespenster und meldet verrücktes Zeug. Da müssen die Führer zu unterscheiden wissen und sich ihre Leute anschauen.

Längst ist die Verbindung mit der Division gestört. Plötzlich Stille. Man hält den Atem an. Da kommen sie, die Franzosen, diesmal sind sie's wirklich. Hie und da, ganz vereinzelt, verloren fast, fällt ein Schuß. Sonst rührt sich nichts. Ohne Kampf laufen sie durch unsere Stellung. Alles ist tot und verwundet, zerschmettert von dem wahnsinnigen Wirbelfeuer. Was soll ich jetzt noch hier? Auf mein Fernrohr kann ich kein Bajonett aufpflanzen. Ich nehme es ab und gehe zurück, ungesehen.

Die Nacht bricht herein, fast kein Schuß fällt. Keine Leuchtkugeln, keine Lichtsignale. Hüben und drüben ist alle Fühlung, aller Überblick verloren gegangen auf ein paar Stunden.

Ich kriege Befehl, eine Munitionskolonne vorzuführen. Mit den vier schweren Wagen galoppiere ich durchs Sperrfeuer, durch die Dunkelheit, über Granatlöcher und Gräben hinweg. Nur nicht lange fackeln, nicht suchen, nicht umsehen — los! So komme ich durch zu unseren Haubitzen. Wir hatten nur noch 150 Schuß. Nun geht's wieder eine Weile.

Digitized by Google

Es wird wieder lebhaft. Die Franzosen haben sich orientiert und schießen Brandgranaten auf Vimy, die Flammen lodern. Sie schießen ihre Stinkbomben in ganzen Perlenketten, dazu die Gasgranaten mit ihrem zackigen Schweif von Rauch und Funken. Dazwischen krachen die 28 cm-Granaten und die schweren Mörser.

Meine Batterie liegt am Abhang eines Hohlwegs und wird heftig in der rechten Flanke beschossen. Die Leute werden ohnmächtig von den Stinkgasen, sinken um, erholen sich wieder, richten und laden, richten und laden. Schuß auf Schuß geht hinaus, eine Unzahl haben wir in ununterbrochener Folge verfeuert. Ein Geschütz nach dem andern wird unbrauchbar, schließlich ist nur noch eins übrig. Da schießen uns die Franzosen das letzte Rohr in den Hohlweg hinunter. Was nun? Wir stehen und warten, von Dreck und Qualm eingehüllt. Da stürmen plötzlich Infanteristen auf uns los. Wie die Wilden! „Seid ihr verrückt?!“ Es sind unsre eigenen Leute, die uns für Franzosen gehalten haben.

Endlich kommt ein Zug Pioniere zur Deckung. Sind erstaunt, die Batterie noch zu finden, die schon gefangen gemeldet war. Es regnet die ganze Nacht.

Am Morgen kommen die Reserven zur Ablösung; die Batterie zieht ab.

Wir sahen uns nicht um.

Der eroberte Graben

Auch solch einen halbzerschossenen Schützengraben kann man, wie jedes Ding auf der Welt, von zwei Seiten betrachten. Sagen wir diesmal: von der deutschen und von

Digitized by Google

der französischen Seite her. Die deutsche Ansicht ist folgende:

Es war auf der Vimy-Höhe in den schweren Tagen vom 11. bis 13. Oktober. Da kam es schon vor, daß man immer einmal nicht recht wußte, was los war, bei uns nicht, und bei denen da drüben auch nicht. Vor unsrer Stellung liegt, knapp hundert Meter weit, ein geräumter Graben. Die Garde kriegt die Meldung, daß zwei Kompagnien französischer Jäger den Graben soeben besetzt haben.

Bei Einbruch der Dunkelheit gehen Streifwachen vor, um das Ding zu untersuchen. Es stimmt, die Franzosen sind drin und richten sich häuslich ein. Aber im Mittelstück des Grabens haben sie auf einer Strecke von 200 Metern nur ein paar Posten stehen und weiter nichts. Eine gute, eine sehr gute Meldung. Da muß etwas geschehen.

Freiwillige vor! Ein Zug ist rasch beisammen. Er kriegt zwei Maschinengewehre mit und begibt sich auf die Reise. Solch eine Reise von hundert Metern auf dem Bauche, während die Maschinengewehre von drüben her französisch schnattern, ist nicht vergnüglich, aber aufregend. Dank der Schießerei hören die Franzosen nichts. Die Garde ist im Graben, und die Posten sind stumm. Ganz leise werden die mitgebrachten Maschinengewehre aufgestellt, rechts und links, und gleichzeitig rattern sie los in den Graben hinein. Dann mit Hurra und Handgranaten auf den Feind!

Die Franzosen sind überrascht, aber sie wehren sich tapfer. Sie sind zwei Kompagnien, das heißt 500 Mann, gegen einen Zug von vielleicht 80 Gardisten. Die Bajonette arbeiten, ein Ringen und Würgen hebt an, Auge in Auge. Zu lange darf dieser ungleiche Kampf nicht dauern. „Zu-

Digitized by Google

rück an die Gewehre!" befiehlt der Zugführer. „Nach rückwärts sammeln!"

Die Franzosen, plötzlich allein, glauben, nun hätten sie gewonnenes Spiel und drängen hurtig nach. Aber nun fangen die Maschinengewehre zum zweiten Male an. Da hilft nur Flucht in die Unterstände.

In der Morgenfrühe werden sie herausgeholt, ein Nest nach dem andern wird ausgenommen: 350 Gefangene sind von den zwei Jägerkompagnien übrig geblieben. —

Die Franzosen sagen, die Sache war so:

Die Stellung der Deutschen vor uns, so hörten wir, sei vom Trommelfeuer kaputt. Wir kriegen Befehl, aufs neue einen geräumten Graben vorn zu besetzen. Zwei Kompagnien Jäger gehen vor, haben aber keine Fühlung miteinander. Unser Hauptmann meldet es dem Bataillon — umsonst. Man sagt ihm: die Deutschen sind ja doch kaputt, die greifen nicht an.

Auf einmal wird's in der Dämmerung lebendig. Die Deutschen sind da, wie aus der Erde gestampft. Von vorn, von den Seiten, von überall her schießen und stechen sie. Wir weichen aus, wollen uns sammeln, werden ans Grabenende gedrängt, gegen die Sandsackbarrikade. Jetzt feuern die Maschinengewehre von der Flanke her. Es war fürchterlich.

Unsere Toten konnten nicht mehr umfallen, sie sanken nur in die Knie; so voll war der Graben.

Wir benutzten unsere Toten als Deckung, aber die Geschoßgarben, aus zwanzig, dreißig Metern Entfernung, rangen durch den Wall der Leichen.

Wer konnte, kroch abseits in einen Unterstand. Hier agen wir wie die Sardinen in der Büchse, regungslos

Digitized by Google

bis zum Morgen. Es würde schon Hilfe kommen von hinten, dachten wir, aber es kam keine.

Dann kamen die Deutschen, und wir hoben die Hände hoch. Wir sahen, daß es die Garde war, gegen die wir gekämpft hatten, und wir waren stolz darauf. Die Deutschen lobten uns und sagten, wir seien tapfer gewesen. Dann gaben sie uns zu trinken und zu essen. Nun, euer Brot — ihr werdet es nicht übel nehmen — aber das unsere ist uns lieber.

Wir sind die Jäger vom 20. Regiment und sind gute Soldaten, wenn wir auch jetzt gefangen sind. Es ist keiner unter uns, der nicht sofort die Waffen nehmen und wieder kämpfen wollte.

Was sagen die Gefangenen?

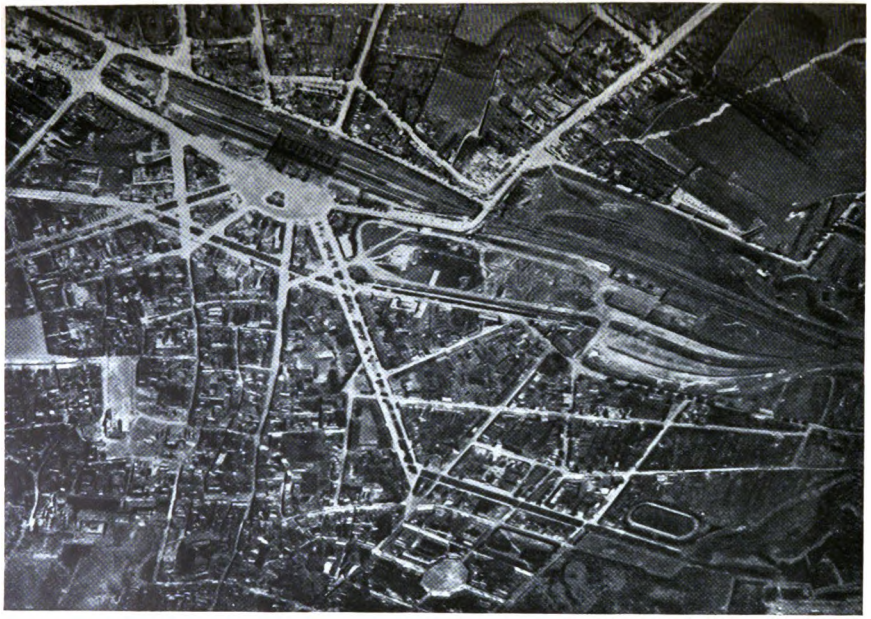
Sie gewinnen ihre gute Laune rasch wieder. Selbstverständlich, jeder von ihnen ist ein ganzer Held und würde aufs neue kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Es wäre unhöflich, daran zu zweifeln. Aber das hindert sie nicht, sich darüber zu freuen, daß sie am Leben und geborgen sind. Sie sind rasch mitteilsam, sie sind ja doch Franzosen und reden gern.

Glaubt ihr denn immer noch alles, was im „Matin" steht? Daß ihr in ein paar Wochen in Berlin einziehen werdet?

„O nein, mein Herr. Aber die Deutschen ziehen auch nicht in Paris ein. Sie haben kein Geld mehr, sie hungern schon, und alles ist sehr teuer bei ihnen. Das wissen wir genau."

Es ist ein Sergeant, ein Student, der so spricht, er ver-

Digitized by Google



Der Bahnhof von Arras

Digitized by Google
UNIV. OF WICH.

Digitized by Google

steht sehr gut deutsch, und ich frage ihn, wo er das gelernt hat. Im Gymnasium, sagt er.

Wissen Sie, daß Frankreich bei der großen Offensive einen ganzen Jahrgang seiner jungen Mannschaft verloren hat?

Er wird nachdenklich. „Vielleicht. Es war alles gut vorbereitet, aber schlecht geleitet. Deutsche und Franzosen sind sich gleich, beide sind tapfer, aber die Deutschen haben die bessere Organisation."

Warum organisiert Papa Joffre nicht auch? Er ist doch ein großer Führer, nicht wahr?

„Allerdings," sagt der Sergeant zuversichtlich, „das ist er. Ihr wißt doch gar nicht, wie oft er euch zu täuschen gewußt hat. Immer da, wo es nötig war, hat er seine Truppen bereit gehabt. Er hat sich nie überraschen lassen. Unsere Linien sind ja so dünn! Wenn ihr nur immer gewußt hättet, wie sehr, und wo! Nach dem Kriege werdet ihr staunen."

Das Erstaunen wird dann wohl gegenseitig sein, mein Lieber. Und außerdem, habt ihr nicht eure Bundesgenossen, die Engländer?

„Ach, die Engländer!" Er schneidet eine kleine Grimasse, blickt in die Luft.

Ja, am Anfang habt ihr doch immer gesagt: paßt nur mal auf, wenn unsre Freunde, die Engländer, richtig anfangen. Dann geht's euch schlecht. Dann seid ihr geliefert. Und jetzt?

„Die Engländer sind Sportsleute, keine Soldaten. Sie müssen sich täglich zweimal rasieren und waschen. Das ist ihnen wichtiger als Krieg zu führen. Sie kommen daher wie die Stutzer. Ihnen gehört die halbe Welt, und dabei

Digitized by Google

halten sie nur eine so kleine Front in Flandern. Wir Franzosen müssen zehnmal so viel arbeiten in diesem Kriege. Immer müssen wir bluten. Das ist nicht recht. Wir haben ihn satt, diesen elenden Krieg!"

Aber so machen Sie doch Frieden mit uns!

„Die Deutschen wollen ja nicht, mein Herr!" sagt er, höflich lächelnd.

Die Sicherung der Vimy-Höhe

Februar 1916

In den Wintermonaten 1915/16 blieb die Front von Arras bis zum La Bassée-Kanal im wesentlichen unverändert. Es wurden Sappen vorgetrieben und Gräben ausgebaut; aber der unergründlich schlammige Lehm über dem harten Kalkgestein hinderte in dieser Zeit jede größere Gefechtstätigkeit. Zeigte die feindliche Artillerie Neigung, ihre Munition allzu aufdringlich an den Mann zu bringen, so bekam sie den üblichen scharfen Verweis und besann sich eines Besseren. Nach einiger Zeit begann sie mit Regelmäßigkeit die noch zahlreich bewohnte Stadt Lens (32000 Einwohner), sowie die angrenzenden Orte Sallomines und Liévin zu beschießen. Es ist dies das berühmte Gebiet der „terre noire", das reichste Kohlenrevier Nordfrankreichs. Courrières, wo vor wenigen Jahren durch die große Explosion in den Kohlenschächten Hunderte von Bergarbeitern umkamen, liegt nur wenige Kilometer entfernt. Die Vernichtung von wirtschaftlichen Werten, die durch den Krieg auf dieser „schwarzen Erde" verursacht wurde, ist ungeheuer. Das eindringende Wasser zerstörte die Schächte, in denen keine Pumpwerke mehr arbeiten, sehr rasch. Die Zerstörung

Digitized by Google

der Anlagen über der Erde ließen sich die französischen Batterien angelegen sein, und die Verluste unter den friedlichen Einwohnern, Verluste, die nach Hunderten zählen, hindern sie auch heute noch nicht, ihr Werk fortzusetzen.

Es lag auf der Hand, daß der Gegner den ersten Anlaß benutzen würde, um seinen Vorstoß gegen die Vimy-Höhe zu erneuern. Die deutschen Stellungen waren wohl gut, aber sie lagen an einigen Punkten doch so weit gegen den Ostrand der Höhe zurück, daß es wünschenswert erschien, hier mehr „Hinterland" zu gewinnen, und kleine Nachteile, „Einbeulungen" der Linie, möglichst auszugleichen. Daran wurde in den langen Wochen und Monaten, wo die Westfront im Tagesbericht so oft nur einsilbig erwähnt war, mit Umsicht und rastlosem Fleiß gearbeitet. Der Erfolg rechtfertigte alle gehegten Erwartungen und übertraf sie teilweise. In den Kalkfelsen wurden Minengänge vorgetrieben und Kammern ausgehoben in einer Tiefe, die kaum glaublich erscheint. Eine unendlich mühsame, geduldige Bergmannsarbeit war hier zu leisten von Truppen, die nichts weniger als bergmännisch geschult waren. Mit Spitzhacke und Spaten wurde Tag und Nacht geschanzt, leise und vorsorglich, damit der Gegner nicht vorzeitig Gegenminen baute; ebenso wie aus den geräumigen Unterständen wurde das weiße Geröll aus der dunklen Tiefe in kleinen Sandsäcken zutage geschafft und vorsichtig dem Späherauge der feindlichen Flieger verborgen. Der dunkle Lehm, der in ein bis zwei Metern Tiefe den Kalkfelsen bedeckt, mußte die Spuren des Werkes verdecken.

So ging die Arbeit unter der Erde fort, bis die vordersten feindlichen Gräben erreicht waren. Dann meldete

Digitized by Google

der Tagesbericht vom 23. Januar 1916, daß nach einer Minensprengung südöstlich Neuville 250 Meter des feindlichen Grabens glatt genommen seien. Der zweite Angriff am 24. brachte etwas weiter nördlich nahe bei Neuville einen weiteren Gewinn, den die Franzosen freilich am nächsten Tage heftig zurückhaben wollten. Der dritte Vorstoß am 26. Januar zu beiden Seiten der Straße Vimy—Neuville machte den Gegner vollends nervös. Der vierte Angriff vom 28., der den Gegner bis in seine zweite Stellung hinein überrannte, erweiterte den Besitz der deutschen Truppen südöstlich Givenchy. Anstatt der 300 Meter hatten sie nun eine feindliche Grabenbreite von 1500 Metern der vordersten französischen Stellung genommen. Endlich kam noch am 23. Februar der Gewinn der Höhe 119 zwischen Souchez und Givenchy, die in den Oktoberkämpfen so viel Blut gekostet hatte, zum übrigen hinzu.

Ich führe jede dieser anscheinend so kleinen Kampfhandlungen an, um gerade durch ihren Zusammenhang zu zeigen, was sie bedeuten. Die Franzosen haben im Herbst mit riesiger Munitionsverschwendung und blutigsten Menschenopfern einige Vorteile errungen, ohne ihr Ziel erreichen zu können. Stück für Stück nahmen ihnen die Deutschen wieder ab.

* * *

Der kleine Wagen rattert und klappert in den stockdunklen Wintermorgen hinein. Es ist kalt, richtiger Frost, die Erde ist hart, die tiefen Furchen im Schlamm am Wege sind von dünnem Eis überkrustet, ein seltener, kaum noch gehoffter Anblick in diesem französischen Winter. Am Westhimmel steigen die Leuchtkugeln auf. Wir fahren

Digitized by Google

durch die Dörfer der Kohlenzechen, durch die roten Backsteinhäuser, deren endlose Reihen in der beginnenden Dämmerung noch trostloser erscheinen als bei Tage. Ein Dorf, ein Haus wie das andere, dann freies Feld, weithin, schier unbegrenzt, silbergrau vom Reif überhaucht. Eine Kolonne Ablösungsmannschaften holt uns ein: sie hat ein gutes Tempo, fast Laufschritt, die Leute wollen warm werden. Aber überholen sollen sie uns denn doch nicht, das wäre wider alles kavalleristische Herkommen unseres „tapfern Schwalanschers", der kutschiert.

Allmählich hebt sich die langhingezogene Welle der Vimy-Höhe aus dem Dunst, flach und unbedeutend sieht sie aus, fleckweise bewaldet, meist kahl und ganz öde: kein Haus, keine Ruine ist zu sehen, das zerschossene Schlößchen und der Hof La Folie verbergen sich in einem mageren Nadelwäldchen. Wir kreuzen die Bahn Lens—Arras, fahren durch das Dorf Vimy, wo seit den Septemberkämpfen kein Haus mehr aufrecht steht, und marschieren gegen den Hang zu. Unsere Feldgeschütze sind schon recht munter, sie bellen batterieweise in die harte, kalte Luft hinein: bau — bau — bau — bau. Der Widerhall rauscht berstend zurück, der Boden zittert.

Aufwärts geht es im Zickzack durch den tonigen Lehm. Wo der Graben breit ist, sind die Holzroste frosthart, geht es sich gut. Wo er schmal wird und der Kreidefels unter dem Lehm frei wird, ist die Kälte nicht eingedrungen, spürt man die saugende Anziehungskraft der Mutter Erde, ihre allzu zärtlich liebende Gewalt. In einem Grabenstück auf der Höhe, das uns die Franzosen ganz ordentlich zugeschüttet haben, spürt man diese zähe Erdenkraft umsomehr, als man

Digitized by Google

hier teils springen teils schleichen muß, um nicht unangenehm aufzufallen. Ganz vermeiden läßt sich das letztere freilich nicht.

Endlich stehen wir vor dem größten der Sprengtrichter. Er ist wunderschön rund wie eine Arena und so geräumig, daß ein mittleres Haus in ihm bequem Platz hätte: mindestens dreißig Meter Durchmesser auch jetzt noch, wo er durch die Randbefestigung und die feindlichen Wurfminen verengert ist, an die zwölf Meter geht er in die Tiefe. Hier ist das unfreiwillige Grab von vielleicht einer ganzen Kompagnie Franzosen. Wie tief muß die Mine gelegen haben, um diese enorme Wirkung zu schaffen! Wir sehen in den Eingangsstollen hinab: das ist mühsame Arbeit von Monaten. Vor vier Tagen erst hat sie ihren Abschluß gefunden. Und schon schanzen unsre Leute aufs neue, werden Grabenwälle gebaut, Sandsäcke herangeschleppt, Hölzer und Schutzschilde vorgetragen. Mitten in die emsige Arbeit hinein knallen die Schüsse der Wachtposten, die den Franzosen drüben belauern. Er hat sich vierzig Meter davor einen neuen Graben gebaut. Droben unter dem weißen Gewölk des Morgenhimmels zieht ein französischer Flieger seine Bahn ziemlich über uns. Die feindlichen Geschütze arbeiten stoßweise, sie streuen einmal da einmal dort unsere Gräben ab. An Granatsplittern und Zündern ist kein Mangel.

Die Höhe 140, unser Standort, ist als höchste Erhebung des ganzen Hügelrückens kaum erkennbar. Man sieht über kahle braune Flächen, die früher einmal fruchtbare Getreidefelder waren, hinunter nach Givenchy, das uns gehört, und nach Souchez, das heißt auf den von zerschmetterten

Digitized by Google

Ziegeln rot gefärbten Fleck, wo früher einmal das Dorf Souchez stand. Was noch irgendwie an Mauern übriggeblieben war, ist seit dem Herbst verschwunden, von den Franzosen als Grabenmaterial verwendet worden. Die Lorettohöhe liegt fern im Dunst verborgen, Lens mit seinen Zechen und Schloten taucht schattenhaft im Norden aus der im Grau schwimmenden Ebene.

Im eroberten französischen Graben wird immer noch aufgeräumt, geschaufelt und gebessert, so gut es der sehr beleidigte Feind erlaubt. Ich staune, was für Unterstände hier in den wenigen Tagen und Nächten fertig geworden sind. Zwar war diese vorderste Stellung der Franzosen bei der Beschießung am 28. Januar nicht völlig eingeebnet worden, aber die deutschen Ansprüche an einen Schützengraben vorderster Linie sind von denen unsrer Gegner doch etwas verschieden. Findet sich z. B. irgendwo ein brauchbarer Verschlag für Munition, so übernehmen ihn die Unsern vielleicht für irgendwelche Zwecke, den feindlichen Dreck und Speck aber übernehmen sie nicht, dafür sorgen die Leute schon im eigenen Interesse, auch wenn der Herr Stabsarzt nicht wäre.

Der Sturm war mit einer Gewissenhaftigkeit vorbereitet worden, die die beste Gewähr des Gelingens in sich schloß. Das Wetter am 28., in der Morgenfrühe neblig, klarte unter Mittag auf, und gleichzeitig begann unsere Artillerie das Trommelfeuer. Nicht dreißig oder gar siebzig, sondern nur etwa vier Stunden hatten unsere Batterien das Wort. Um vier Uhr gingen die Minen hoch, gleichzeitig sprangen unsere fünfhundert Mann aus den Gräben und um 4 Uhr 8 Minuten hatten sie die

Digitized by Google

feindliche Stellung besetzt. Es ging alles wie am Schnürchen. Die Franzosen, „demoralisés“ wie sie selber versicherten, von ihren Offizieren, die zumeist nach hinten davongelaufen waren, verlassen, hoben die Hände hoch. Es erging ihnen recht glimpflich; denn der Regimentsbefehl hatte ausdrücklich erinnert: „Rücksichtslos gegen den Feind, solange er sich wehrt, menschlich gegen den Besiegten!“ Rasch waren die Maschinengewehre genommen. Gleich eines der ersten hob ein Mann lachend mit beiden Händen hoch: „Da haben wir das Kind von der Sappe I!“ Dann warf er's hinter sich und stürmte weiter. Es war ein Musterbeispiel eines Sturmes, der, obwohl er durch das Mitgehen der anschließenden Abschnittsbesatzungen eine größere Ausdehnung erhielt als zunächst beabsichtigt war, dennoch die strategischen Grenzen nicht überschritt, sondern in dem für uns günstigsten Gelände Halt machte. Ein weiteres Zurücktreiben des Gegners wäre glatt möglich, aber nicht zweckmäßig gewesen. Eine tiefere Besetzung des abwärtigen Hanges würde der feindlichen Artillerie mehr zustatten gekommen sein als uns.

Unsere Leute meinen, die französische Infanterie sei „fertig“, weil sie weder in der Verteidigung noch im Gegenangriff, der alsbald einsetzte, die nötige „Bravour“ zeigte. Das stimmt im allgemeinen gewiß nicht, in diesem besonderen Falle mag es als Symptom immerhin zu beachten sein. „Ganz blau sans g'wen, dö Franzosn, vor lauter Schreck!“ Umso größer dann hinterher ihre Zufriedenheit, daß „la guerre est finie!“ Sie lieferten, wie sie das meist tun, bereitwillig all ihren Kram ab: „Tiens, bon camarade, voila!“ Zigaretten, Weißbrot, Sardinen, und einer will

Digitized by Google

Der Schloßpark von Saint-Laurent bei Arras

Digitized by Google

Digitized by Google

sich sogar das Ehrenkreuz von der Brust reißen, um es dem Meßmer-Schorschl zu überreichen. Aber der sagt vornehm: „Na, na, dös behaltst, dös hast dir verdeant."

* * *

Auf der wunderschönen alten Zitadelle in Lille standen dreihundert Gefangene der 57. Jäger zu Fuß, des 97. Alpen-Infanterie-Regiments und des 360. Reserve-Infanterie-Regiments.

„Wo sind eure Offiziere?" Es sei nur einer gefangen, antworteten sie und schwiegen.

„Habt ihr viele Ratten?" Genug! mein Herr.

„Und eure Schützengräben? Viel Wasser, wie?"

„O, Wasser massenhaft und — —" sein Kamerad pufft ihn — ja, das heißt, trotzdem sind sie natürlich sehr trocken, sehr gut eingerichtet. Jawohl. So ungefähr wie bei euch!"

Ein fideler Bankbeamter aus Paris mit einem rothaarigen Lausbubenkopf erklärt:

„Der Krieg dauert zu lang."

„So macht doch Frieden."

„Wie können wir Frieden machen, wenn ihr unser Land wegnehmen wollt. Die okkuppierten Provinzen kriegen wir nur durch Kampf zurück. Das ist gewißlich wahr." Er läßt sich in diesem Glauben nicht erschüttern, den man wohl von oben her zu nähren gewußt hat, um die abflauende Kampflust zu beleben.

„Und eure Freunde, die Engländer?"

„Sie sind viel in Paris."

Digitized by Google

„Die Offiziere?“

„Nein, die Soldaten auch. Es gefällt ihnen sehr gut in Paris . . .“

Es scheint den Franzosen nicht ganz zu gefallen, daß es den Engländern in Paris — und Frankreich — gar so gut gefällt.

Digitized by Google

Februar 1915

Eine stille Nacht vor Arras

„Also an die Arrasfront wollen Sie," sagte der Generalstäbler und sah mich nachdenklich an. „Was möchten Sie denn da sehen?"

„Arras auf alle Fälle. Und dann möchte ich gern mal im Graben übernachten. Am liebsten bliebe ich ein paar Tage und Nächte vorn. Aber da das allerlei Umstände macht, bin ich auch mit einem Tag und einer Nacht zufrieden."

„Na gut, ich werde Sie beim . . . Korps anmelden."

Zwei Tage später fuhr ich durch den regnerischen Nachmittag in der Richtung auf Arras zu. Schlafsack und Zahnbürste hatte ich mit dem Brotbeutel zu einem feldmäßigen Gepäck vereint.

Der Regimentsstab saß friedlich beim Kaffee und musterte den Eindringling nicht unfreundlich. Er bekam zu trinken und zu rauchen und mußte erzählen. Wenn man im Großen Hauptquartier zu Hause ist, dann sollte man, meinen die Herren immer, das Neueste vom Neuen wissen. Aber wir wissen garnichts. Wir hoffen manches, wünschen vieles, vermuten verschiedenes, aber wissen — nein, wir wissen durchaus nichts.

Ich wurde mit Hilfe der Karte über den Regimentsabschnitt in großen Umrissen unterrichtet. Es war heut ein ruhiger Tag gewesen gegen gestern, wo an die dreihundert Minen auf den Abschnitt niedergegangen waren. Der Adjutant sagt lächelnd: „Wir haben die Franzosen heut

Digitized by Google

in Ruhe gelassen, um sie nicht zur Antwort zu reizen. Es wär' doch nicht gut, wenn Sie grad in einen Minenüberfall hineingerieten!"

Ich denke im Stillen, daß mir das nicht einmal so unerwünscht gekommen wäre. Es brauchte deswegen noch kein Volltreffer unter den Minen zu sein. Wenn man so nach und nach fast alle kriegsüblichen Geschosse achtungsvoll bis hochachtungsvoll begrüßt hat, ist man auf die noch unbekannten Nummern erst recht begierig, wie ein Sammler, den die Lücken in der Kollektion schmerzen. —

Ein Mann wird zum Führer bestimmt, und auf Kreuz- und Querwegen geht es in die Stellung. Die neuen Verbindungsgräben sind wie mit dem Messer in den dunkelbraunen Lehm geschnitten, streckenweise schreiten wir über Ziegelpflaster. Von Zeit zu Zeit öffnet sich die dunkle Treppenhöhlung eines Unterstandes. Endlich sind wir beim Abschnittskommandeur angelangt. Er sitzt unten irgendwo in der Tiefe und erwartet mich. Zu hören und zu sehen ist nichts. Ich steige abwärts, Stufe um Stufe, das spärliche Tageslicht schwindet. Eine Taschenlampe blinkt freundlich vor mir auf: Stufe um Stufe geht es abwärts, ganz bequem; man kann aufrecht gehen. Wieviele Stufen mögen es sein? Das wird ja unheimlich. Endlich ein Lichtspalt, eine Tür: sie öffnet sich und man betritt ein langgestrecktes Gemach. Tatsächlich ein vertäfeltes Zimmer, mit einem eisernen Herd, einem Tisch, Stühlen, elektrischem Licht und ganz im Hintergrunde zwei hölzerne Bettladen mit Strohsäcken drauf.

„Vor allem eins, Herr Hauptmann," sage ich zum Bataillonsführer nach der Begrüßung, „wie tief sind wir denn hier eigentlich? Die Treppe nahm dünkt mich gar kein Ende."

Digitized by Google

„So beiläufig an die ... Meter unter dem gewachsenen Boden. Wollen's einmal nausschaun?"

Er öffnet eine seitliche Glastür. Durch einen geräumigen Luftschacht fällt von ganz hoch droben ein blinder Schimmer Tageslicht hinunter und ein paar Regentropfen dazu. Er führt mich nach der andern Seite einen Gang hinunter. Es ist beinah wie in einer Wohnung. Zuerst kommt das Telefonzimmer, dann der Raum für die Ordonnanzen, dann, unmittelbar an einen neuen Luft- und Lichtschacht angeschlossen, das W. C. Ich würde mich nicht gewundert haben, hier Wasserspülung anzutreffen. Indessen hat man es hier bei der einfacheren Vorrichtung des „Förderschachtes" bewenden lassen.

„Also wenn Sie jetzt vielleicht die Mineneinschläge im vordersten Graben anschauen mögen," meint der Hauptmann und zieht seine Windjacke über — „dann kommen S' nur gleich mit, eh's zu dunkel wird."

„Minen?"

„Ja freilich. Sie haben uns doch heute Nachmittag zwanzig schwere Minen in den vordersten Graben neingeworfen. Erwischt hat's von unsern Leuten keinen, aber der Graben ist auf fünfzig Meter kaputt."

Nach zehn Minuten haben wir die kritische Stelle erreicht. Die schweren Versteifungen der Grabenwand sind geknickt, zersplittert, der nasse zähe Lehm füllt die Hälfte des Grabens aus, und die Sandsäcke der Schulterwehr sind heruntergekugelt und zerplatzt. Da und dort ein Trichter. Die Unterstände haben gut gehalten. Unsere Leute arbeiten schon wieder. Bis morgen früh wird die gröbste Zerstörung beseitigt sein und der feinere Ausbau beginnt aufs neue: das Stützen, Abdämmen, Faschinen flechten. Immer wieder dieselbe

Digitized by Google

Arbeit, seit fünfviertel Jahren nun schon. Man macht dem Gegner wenigstens das Leben so schwer wie möglich, da das Totschießen immer schwieriger wird.

Durch die rasch zunehmende Dämmerung gehen wir in den Unterstand zurück. Ein Mann mit verbundenem Kopf wartet dort. Verwundet? Nein, nur zerschlagen. Sein Maschinengewehr ist ihm, als er vor der kommenden Mine in Deckung sprang, auf den Kopf gefallen. „Und überhaupt," knurrt der Doktor, den wir drunten beim Adjutanten treffen, „lauter solche Verletzungen heut, die keinen Sinn und Verstand haben. Dem einen fällt das Maschinengewehr auf den Kopf, dem zweiten sein Spaten, der dritte hat sich das Messer in den Fuß gestoßen — jetzt bin ich schon begierig, was dem vierten zustoßen wird."

Tä—Tä—Tä— quäkt das Telephon: der Doktor wird von der Sanität gewünscht. Als er zurückkommt, ist er sehr entrüstet.

„Da haben wir die Geschicht: einem Pionier hat's die Hand zerrissen, weil er mit dem Blindgänger einer Gewehrgranate herumgefingert hat. Wahrscheinlich muß die ganze Hand weg. Ein Pionier dazu, der solche Sachen macht, wo wir ohnedies keinen Pionier entbehren können! Die Leut' sind halt unverbesserlich."

Wir sitzen um den Tisch herum, rauchen und reden allerhand. Im Hintergrunde hantiert der Bursche mit den Zurüstungen zum Abendbrot. Von Zeit zu Zeit dröhnt der Boden, und die Glastür am Luftschacht klappert. Das war dann ein Abschuß von uns: ein Geschütz, ein Ladungswerfer. Zwischenhinein, ziemlich nahe das scharfe „Peng-Pepp" eines französischen Gewehrs, lächerlich regelmäßig, alle halbe

Digitized by Google

Minute etwa ein Schuß. Auf wen oder was schießt denn der?

„Ja mei, unsere Leut' heißen ihn halt den „Peng-Sepp". Treffen tut er nichts mit seinem eingespannten Gewehr. Aber er schießt, weil's ihn freut. Die Leut sagen: „Der Peng-Sepp schiaßt auf d'Atollrie — wenn er wild wird, gibt er Steilfeuer."

„Aber die „Flanken-Marie", meint der Doktor, „die ist auch nicht ohne. Das ist ein Geschütz, steht bei Arras und flankiert unseren Nachbarabschnitt. Die ist schon boshafter als der Peng-Sepp." —

So geht die Rede hin und wider, bedächtig und gemütlich. Wo sind wir denn eigentlich? Am Stammtisch einer fränkischen Garnison? Im „Fränkischen Hof" in München? Oder haustief unter der Erde, ein paar hundert Meter vom Feinde entfernt? Von Zeit zu Zeit ein kleines Erdbeben, ein scharfer Knall — der Peng-Sepp „schiaßt", unentwegt.

Jaso, wie lange wohl der Krieg noch dauern wird? Wenn man aus dem Hauptquartier kommt usw. Ich lasse meine Weisheit leuchten, Wünsche, Hoffnungen und Vermutungen steigen wie die Leuchtkugeln draußen hoch, und dann ist's wieder dunkel. Der Hauptmann spricht:

„Einer von meinen Leuten, der hat die Frage gelöst. Der meint: I woaß net, i glaub allweil, der Krieg werd net gar, bal net ganz Frankreich auf Sandsackl aufg'füllt is!"

Wir verlassen die Philosophie des Schützengrabens und gehn zu den greifbaren Tatsachen des Abendbrotes über. Es gibt eine Extrabüchse mit braven Fischen vom Herrn Hauptmann, und prachtvolle fränkische Butter von dort, wo der Doktor daheim ist. Dazu Löwenbräu in Flaschen.

Digitized by Google

„Nein," sagt der Hauptmann, „abgehen tut uns nichts, und den Leuten auch nicht, die leben besser wie im Frieden. Aber das ist auch ganz in der Ordnung so. Dagegen, was mir fehlt, das ist die Bewegung, der Sport. Jetzt, wenn ich daheim wär, da ging ich mit meinen drei Buben zum Schifahren in den Bayrischen Wald. Ich hab das Fahren mit ihnen zusammen angefangen. Das ist eine Lust! Das heißt, es war einmal."

Er schaut eine Weile vor sich hin, während ich von unsern Schipatrouillen in den Vogesen erzähle, im letzten Winter. Dann fährt er fort:

„Aber es ist ja nicht die körperliche Unbeweglichkeit allein, es ist auch die geistige Versteifung, die man draußen spürt, je mehr, je länger der Krieg dauert. Gewiß, man kann sich mit Büchern helfen, und hilft sich auch damit — hier schauen Sie — unsere geistige Speisekammer an der Wand. Aber das Richtige ist es doch nicht. Zur Vertiefung langt es nicht. Man hat keinen Sinn dafür jetzt. Und dann, die Menschen hier, das sind immer dieselben Gesichter. Wir kennen einander genau, wissen genau, was der sagt und jener, wissen es voraus, und darum fragen wir erst nicht lang. Man wird schweigsam herauß en und langsam im Denken. Man rostet ein. Die großen Stäbe, wo neue Leute kommen und gehen, ja, die haben es besser ..."

Nach einer Pause sagt der Doktor halblaut: „Jetzt könnte Fasching sein in München!" Seine Augen lachen.

Fasching — das Wort ist wie Musik. Unhörbar geht ein Rhythmus durch den Unterstand. Auf Fledermausflügeln scheint er zu schwingen, zärtlich, stürmisch, verliebt und lustig.

Digitized by Google

Deutscher Graben in Nordfrankreich

Digitized by Google

Digitized by Google

Peng-pepp macht der Sepp draußen. Ein Mann kommt mit der Meldung: Die Straße Lille—Arras wird von Artillerie beschossen, alle zehn Sekunden ein Schuß.

Das Telefon quäckt. Abschnitt K. 5 fordert 50 Leuchtpatronen.

„Bereitstellen," befiehlt der Hauptmann. Ein Zugführer tritt ein und erbittet Hilfsmannschaft zum Vorbringen von Minen. Der Hauptmann gibt ihm zwei Gruppen von einer Bereitschaftskompagnie. Ein Beobachter meldet, er habe einen Minenhund draußen festgestellt. Das Telefon quäckt: Fünf Feldgranaten auf Höhe 3. So geht es, mit kleinen Unterbrechungen, fort bis Mitternacht.

Lag nicht eben noch so etwas wie Fasching in der Luft? Wehende Locken, flatternde Bänder? Leuchtende Schultern? Rauschende knisternde Seide — — —

„Ich schau noch einmal im Graben nach den Leuten." Der Hauptmann erhebt sich. „Aber vorher wollen wir Ihnen das Lager rüsten. Mitkommen? Hat nicht viel Zweck. Die Nacht ist sehr ruhig, und sehn tun Sie doch nichts."

Aus einer Ecke hervor erscheint ein zusammengelegtes Feldbett, es entrollt sich, der Tisch verschwindet, der Adjutant hängt das Telefon an seine Bettstatt, der Doktor verabschiedet sich und der Hauptmann verschwindet im Grabendunkel. Es regnet leise.

Eine Kriegergestalt taucht schattenhaft auf, schnauft beträchtlich und murmelt: „Dös is a G'frett mit dera Drahtwalz'n! I kann halt mein zweiten Mo net finden. Er werd do net in an Unterstand einig'rumpelt sein? —

Ich liege geborgen im Schlafsack, das Licht ist gelöscht, und zwischen Schlafen und Wachen dringen die Töne der

Digitized by Google

Oberwelt seltsam nah und greifbar herunter in die Tiefe. Der Peng-Sepp schießt, gemessen und feierlich. Dazwischen gibt's ab und an einen schweren Rumpler. Dann wieder spricht eine ferne Batterie. K. 5 erhält früh morgens einige schwere Minen, aber nicht in den Graben. Der Adjutant gibt die Morgenmeldung ans Regiment. Zuweilen, wenn es still geworden ist, quieken die Ratten hinterm Verschlag. Sie führen ganze Tänze auf, sie balgen und beißen sich.

Der Peng-Sepp stört sie nicht im geringsten. Er schießt ja doch nur „auf d'Atollrie . . ."

Endlich fahr ich auf. Wirklich schon halb Acht? Wie ist denn 's Wetter? Blauer Himmel. So ist's recht, da werden wir einen Seitenblick auf Arras werfen.

Der Hauptmann läßt sich's nicht nehmen, mich bis an die Grenze seines Reiches zu begleiten. Ich schaue in sein gutes, ernsthaftes Gesicht und meine, ich kannte es schon seit Jahren. Dabei weiß ich nicht, ob ich ihm je wieder im Leben begegnen werde.

Die Morgenluft ist frisch und feucht. Die Sonne steht überm Horizont und beleuchtet hell eine Reihe spitzer Giebel in Arras. Das lange Gemäuer der Kathedrale, der Belfried, ein paar Kirchtürme, alle zerschossen steigen aus dem Dunst, der aus dem dämmerigen Tal der Scarpe emporsteigt. Der untere Stadtteil bleibt verdeckt, nur einige Fabriken und Vorstadtstraßen werden frei. Es gibt also noch Häuser in Arras, wenn auch keine Türme mehr.

Dabei fällt mir die Geschichte ein von dem französischen Offizier, der regelmäßig ein Haus in der Vorstadt besuchte und im Weggehen immer wieder zu dem einen Fenster zurückwinkte. Das Fenster lag auf der uns abgekehrten Seite.

Digitized by Google

Das Scherenfernrohr gab keine Auskunft darüber, wer dort am Fenster stand. Unser Artilleriebeobachter nahm aber an, daß der Aufenthalt des französischen Offiziers in dem kleinen Gartenhause kein dienstlicher war und ließ den Mann ungeschoren. Ob das Haus wohl noch steht? Die Geschichte ist immerhin schon eine Weile her.

In St. Laurent, das wir durchschreiten, sind Ende Januar fünf Häuser von uns genommen worden. Die Stellung ist hier ganz enge am Feind, der in den paar Kellern und Ruinen haust, die ihm noch übrig geblieben sind. Häuser gibt es ja eigentlich hier nicht mehr. Die Mühle samt Wehr am Fluß, die Schule auf der Insel, weiter oben das Schloß in Blangy sind nur noch Trümmerhaufen. Im Park ein kleiner Soldatenfriedhof, daneben die Gräber des letzten Grafen von Blangy und seiner Tochter, die unsere eindringenden Truppen mit Revolverschüssen empfingen. Klüger war sein Nachbar, der Graf von St. Laurent, ein achtzigjähriger, der Siebzig mitgemacht hatte und mit seiner Gattin bis vor Kurzem im Schloßkeller hauste. Die beiden großen Parks grenzen aneinander, nur durch die Scarpe getrennt.

Die Büsche grünen, die Meise und Stare zwitschern, die Mittagsonne wärmt. Lebhafter feuern die Batterien von Arras her auf unseren Flieger hoch im Blauen. Ein Schrapnellzünder fegt surrend durch die dichten grünen Edeltannen.

Digitized by Google

Lille, Oktober 1915

Die Gasschlacht der Engländer in Flandern

Vollkommen neu in der Kriegsgeschichte ist die Verwendung von erstickenden Gasen beim Angriff und obendrein beim Angriff so großen Stiles, wie ihn die Engländer jüngst zweimal gegen uns versuchten: am 25. und 26. September und am 13. Oktober. Ich lege der folgenden Schilderung in der Hauptsache die Angaben einer Division zugrunde, die mit ihrer Stellung zwischen Lens und La Bassée die nachhaltigsten und bis zum gewissen Grade auch wirksamsten Gasangriffe der Engländer abzuwehren hatte.

Die weite Ebene Flanderns erscheint unendlich wie das Meer. Schnurgerade Straßen, blinkende Kanäle, hohe lichte Pappeln in langer Reihe, da und dort mitten auf freiem Felde ein einzelner Baum, eine Baumgruppe. In den sanften Bodenwellen geduckt die Dörfer mit den roten Ziegelhäuschen und der behäbigen Kirche, jedes zweite Haus ein „Estaminet". Dann die Fossen, die Zechen und Eisenwerke: mitten auf freiem Felde stehen sie oft, wie aus der Erde gestampft, mit vulkanischen Schloten, Hallen, Räderwerk und Maschinen, mit ihrem Schlacken- und Schuttberge, der, weithin sichtbar, wie ein riesiger Sarg über der Erde lastet. Dicht dabei die Arbeiterhütten, nach gleichem Schema eine wie die andere, straßauf, straßab, vom Ruß geschwärzt, verkommen, ungepflegt, öde und trostlos. Hie und da eine Villa oder ein Schloß, mit Kitsch und Komfort über-

Digitized by Google

laden, mit kleinem Park, und dem unvermeidlichen „Point de vue“.

Wir haben dort Zeit gehabt, unsere Stellungen gut und dauerhaft auszubauen. Jede Bodensenke, jedes Kanalufer, jede Erhebung ist benutzt. Ein Sturm auf dieses Netzwerk von Gräben und Befestigungen müßte ungeheure Opfer kosten, erscheint ganz hoffnungslos. Die Engländer rechneten richtig, als sie sich sagten: machen wir die Deutschen kaputt, bevor wir stürmen, sonst kommen wir doch nicht weiter. Granaten sind gut, aber Granaten und Gase sind besser. Was die einen nicht erschlagen, das ersticken die andern.

So begann am 21. September das Feuergefecht der Geschütze. Die kleinsten und größten Kaliber wetteiferten. Von der kleinen Feldhaubitze bis zur 38 cm-Schiffskanone hatten die Engländer alles im Gange. Tag und Nacht brüllten die eisernen Schlünde. Bis zu 70000 Schüsse stündlich wurden allein auf dem Divisionsabschnitt gezählt. Trichter neben Trichter, Löcher bis zur Tiefe von acht Metern, richtige Erdgruben, immer wieder neu verschüttet und aufgewühlt. Das ganze weite Feld schließlich wie ein wild gepflügter Acker. Stürzende Bäume, berstende Mauern, brennende Häuser. Langsam sinken die kleinen roten Dörfer in Asche.

Unsere Schlesier wissen, was das Ganze zu bedeuten hat. Sie lassen die Granaten hageln, sie freuen sich, wenn unsere Geschütze tapfer antworten. Sie schlafen sogar ruhig inmitten des Höllenlärms. Der Engländer soll nur kommen!

Und er kommt. Vier Tage lang feuert er mit stetig wachsender Heftigkeit. Am 25. früh morgens 6.30 Uhr

Digitized by Google

scheinen alle Batterien auf einmal losgelassen, wie eine Meute wilder Bestien brüllen sie. Die Leitungen, wohl dutzendmal und öfter noch geflickt, sind zerrissen. Um 7 Uhr hat der Divisionsstab die letzten Meldungen von der vordersten Linie. Dann hören sie auf. Autos und Meldereiter übernehmen die Befehlsvermittlung. Gleichzeitig kommt von den Nachbardivisionen die Meldung: die Engländer seien eingedrungen. Was war geschehen? Wie war das möglich? Das muß ein Irrtum sein. Aber jetzt sind auch schon die ersten direkten Meldungen da von vorn: Hinter dichten Gaswolken sind die Engländer gekommen und haben unsere vordersten Gräben überrannt, während ihr Trommelfeuer über unsere zweite Stellung niederprasselt.

Besondere Vorbereitungen des Gegners für seinen Gasangriff waren nicht bemerkt worden. Trotzdem waren wir darauf gefaßt gewesen. Jeder Mann hatte seine Schutzmaske und wußte mit ihr Bescheid. Erfahrungen über Aussehen und Wirkung des Gases hatten die Truppen gerade dieses Abschnittes noch nicht. So kam es, daß sie anfangs nicht recht wußten, wie ihnen geschah. Das Wetter war dem Feinde günstig, geradezu wie bestellt für seine Zwecke. Der Nebel zog über das Gelände, ein leichter West trieb ihn gemächlich vor sich her, er drückte auch die giftigen Schwaden des Gases gegen unsere Linien vor. Immer je eine weiße und eine schwarze Wolke wälzte sich daher. Ein sonderbarer Nebel, dachte mancher Posten bei sich. Bis er ihn roch, ihn schmeckte, und nun aus Leibeskräften alarmierte: Gasangriff! Sie kommen!

Sofort sind die Schutzmasken angelegt, und jeder Mann steht an seinem Gewehr. Noch feuert der Gegner wie be-

Digitized by Google

sessen mit Granaten und Schrapnelle auf die vorderste Linie. Und nun ist auch die unheimliche erste Wolke in den Graben hineingesackt, ein unerträglich süßlicher fader Gestank verbreitet sich. Der eine hustet und niest, der andere hat unter seiner Tarnkappe Atemnot, dem dritten wird sehr übel, der vierte spürt fast gar nichts und raucht getrost seine Pfeife weiter. Da wälzt sich auch schon die zweite Wolke schwarz heran, undurchdringlich zusammengeballt, in langer Welle. Wenn man sie zerteilen könnte, in Fetzen zerreißen? Ein Schnellfeuer fährt in den Qualm, mit Handgranaten wird er zerlöchert, die Artillerie legt Sperrfeuer hinter ihn. Aber langsam, unaufhaltsam quillt eine neue weiße Wolke heran, ein kosmischer Urweltnebel, geisterhaft schleiernd, giftig und schwer. Ein wunderliches Zischen ertönt von fern, kommt näher, bedrohlich nah, eine schwarze Wolke schiebt sich vor und hinter ihr, noch mitten in ihr fast, in Kapuzen vermummt, der anstürmende Feind.

Ein rasendes Feuer sprüht ihm entgegen, und die erste Sturmwelle versinkt vor unseren zusammengeschossenen Hindernissen. Aber schon ist die zweite Welle heran, die dritte folgt ihr und drängt nach. Die englischen Granaten sind plötzlich weit weg — man merkt gar nicht darauf. Ein jeder schießt, was er nur herausbringen kann aus dem heißen Lauf. Auch diese beiden Schützenlinien schmelzen hin, aber eine vierte kommt im raschen Sturmschritt daher. Das springt, duckt sich, klettert, hüpft. Schon ist unser Graben an einzelnen Stellen überrannt.

Und nun spüren unsere Leute auch das englische Sperrfeuer: es kommt keine Munition mehr vor. Sie spüren die erschlaffende Wirkung der Gase, sie sind am Umsinken,

Digitized by Google

auch unverwundet, die Gräben sind voll toter und verwundeter Kameraden. Immer kleiner werden die Inseln des Widerstandes, immer schwächer das Feuer. Bis es den Engländern gelungen ist, auch die letzten zu umzingeln.

Und weiter vor drängt in raschem Stoße der Feind. Es gelingt ihm, im dichten Rauchnebel bis an unsre vordersten Batterien heranzukommen, wo die Kanoniere, in der Dämmerung ungewiß, wo Feind und Freund sei, das Feuer eingestellt haben. Nun sehen sie den Feind vor sich, zehn Schritte entfernt. Da hilft nur noch die Faust. Von diesen Geschützen ist kein Mann mehr gesehen worden.

Aber mit dem kecken Vorgehen der Engländer war es nun zu Ende. Ein paar hundert Meter Tiefe hatten sie in breiter Grabenfront gewonnen, vor unsrer zweiten Linie hieß es: Halt! Hier hatten die frisch eingeschobenen Reserven die Überraschung des Gasangriffes schon überwunden. Sie stürmten vor, und der Feind wich trotz seiner Überzahl. Engländer, Schotten, Inder — sie konnten auch die eben gewonnenen Gräben nicht halten. Die deutsche Welle flutete vor, unaufhaltsam, bis in unsre alte Stellung hinein. Da lagen sie, im unbarmherzigen Lichte des Mittags, die acht- bis zehntausend Toten des Feindes an diesem ersten Tage der großen Gasschlacht in Flandern.

In der Nacht vom 25. zum 26. September holten unsere Truppen zum Gegenstoß aus. Das Hohenzollernwerk kam damals zum größeren Teile in unseren Besitz, ebenso die sogenannte Kiesgrube, und hier war es auch (nicht im genannten Werk, wie irrtümlich gemeldet wurde), wo schlesische Reserve den englischen General Bruce, der im Unter-

Digitized by Google

Blick auf Ypern

Digitized by Google

Digitized by Google

stand von der Mühsal des Tages ausruhen wollte, mit erhobenen Handgranaten gefangen nahm.

Am Morgen des 26. setzten die Engländer abermals zum Durchbruch an, kam aber bald davon ab, um erst Reserven heranzuziehen. Gegen Mittag ließen sie wieder ihre sämtlichen verfügbaren Batterien spielen. Kurz darauf sah man sie in hellen Scharen, in ungefähr acht Wellen hintereinander ungestüm vorbrechen. Auf die Hilfe des Gases hatten sie also diesmal verzichtet. Gleichzeitig mit den Schwarmlinien fuhren auf dem Hügel östlich von Loos ein paar leichte Batterien im Galopp auf. Sogar Brückenmaterial zum Überwinden der Schützengräben führten sie auf den Protzen mit. Unsere Beobachter trauten ihren Augen kaum. Und nicht lange, so sprengten zwei Regimenter englischer Gardedragoner aus dem Talkessel von Loos hervor. Waren die Leute besessen? Wollten sie Schützengräben attackieren? Was focht sie an, plötzlich eine offene Feldschlacht zu wagen? Unsere Kanoniere schossen wie die Sprühteufel. Bessere Ziele konnte es ja für sie gar nicht geben. Die Rohre zischten, die Maschinengewehre hämmerten, unsere Mörser spien Feuer und Flammen. Wo war der stürmende Feind? Im Kreuzfeuer zusammengebrochen, lagen die Schwarmlinien da, die reitenden Batterien kamen zum Teil gar nicht zum Abprotzen, die stolzen Dragoner waren verschwunden, ein wildes Chaos zuckender Menschen- und Tierleiber wälzte sich am Boden.

Wo war der stürmende Feind?

Wie stark er war, allein auf dem Gefechtsabschnitt der einen deutschen Division, das sagten seine Toten und Verwundeten, von denen etwa 20 000 Mann vor unsern Hinder-

Digitized by Google

nissen lagen. Sie verteilen sich, wie festgestellt wurde und wie die Times bestätigt hat, auf elf verschiedene englische Divisionen.

Der 26. September brachte nachmittags noch einen neuen Gasangriff, der ganz erfolglos blieb. Dann hörte das Sturmfieber auf und man begnügte sich beiderseits mit kleineren Plänkeleien von Graben zu Graben, und mit Artilleriegefechten. Endlich gab es ein paar Tage Ruhe. Der erste große Durchbruchsversuch der Engländer war beendet. Was hatten sie gewonnen, was verloren?

Aber sie ließen nicht locker. Vielleicht wollten sie dem französischen Verbündeten, der in der Champagne seinen geträumten Sieg auszunutzen strebte, ihren guten Willen zeigen. Vom 10. Oktober ab begannen die Kanonen abermals Tag und Nacht zu sprechen, am 13. vormittags gab es Trommelfeuer, um 12.30 mittags kamen die ersten Meldungen über einen neuen Gasangriff. Unter dem Schutze der weißen und schwarzen Rauchwolken stürmten die Engländer vor in fünf bis sechs Wellen, zum Teil in dichten Kolonnen. Abermals sah man sie gegen unsere Hindernisse tapfer anrennen, über die alten Leichen hinweg, abermals mußten sie weichen. Ihre Verwundeten holten sie während der Nacht herein, ihre meisten Toten wohl auch, aber immer noch zählte man am Tage darauf an tausend Tote auf einer Angriffsfront in der Breite von etwa zweitausend Metern.

Das war der dritte Schlachttag der Engländer in diesen blutigen Wochen auf den Ebenen Flanderns. Was haben sie gewonnen? Was verloren?

Digitized by Google

Lille, Oktober 1915

Engländer

„Machen Sie mir bitte die englischen Soldaten nicht schlecht," sagte der General. „Die Leute schlagen sich vorzüglich."

Sie machen durchaus nicht den Eindruck rasch zusammengesuchter, „behelfsmäßiger" Lückenbüßer. Bei weitem die meisten der Gefangenen hatten eine Dienstzeit von zehn und elf Monaten hinter sich, ehe sie im September an der Front eingesetzt wurden.

Sie sind zäh, schlank und sehnig. Obwohl man den meisten die dunstgeschwängerte Luft der Fabriken ansieht, sind die Leute kein Ausschuß. Ihre Ausrüstung ist vortrefflich, neu und solid. Ihre Haltung ist sehr gut. Die Verwundeten jammern und stöhnen nicht, am Verbandplatz geht es trotz der vielen schweren Fälle ruhig zu. 48 Stunden vor dem Angriff auf Hulluch hatten sie das letzte warme Essen erhalten.

Allerdings glaubten manche steif und fest, sie seien bestimmt, in der Gegend von Köln durchzubrechen. Und es störte sie nicht im geringsten, daß ein solcher Ort auf ihren Karten vom Gefechtsgelände nicht zu finden war. Dagegen fanden sie jede Einzelheit zwischen unsrer Stellung aufs Genaueste eingezeichnet, jeden Weg, Steg und Baum, jeden kleinsten Hügel. Die Artilleristen kannten die Mauerstärke einzelner Häuser in den Dörfern, die sie beschossen, und die notwendige Stärke des Kalibers, das für die betreffende Entfernung wirksam war.

Digitized by Google

Ich spreche einen Verwundeten vom Regiment Royal West Kent. Er ist Baumwollspinner. Warum ist er Soldat geworden? Hat er seine Stelle verloren?

„Nein, Herr, meine Stelle ist noch offen für mich."

Und doch sind Sie freiwillig in den Krieg gegangen? Sind Sie gerne Soldat?

„Freiwillig?" Er lächelt melancholisch. „Wenn mein Vaterland in Gefahr ist, und die andern ziehen hinaus, um es zu schützen, dann will ich nicht zurückbleiben."

Wer bedroht denn Ihr Vaterland? Sie wissen doch, daß England uns den Krieg erklärt hat, nicht umgekehrt?

Er nickt, aber er antwortet nicht. Die Frage ist schwierig. In England würde er wohl eine Antwort finden, in deutscher Gefangenschaft aber — er schweigt lieber.

Ein englischer Oberst, von zwei Wärtern gestützt, tritt herein, um Abschied zu nehmen. Er hat einen gutartigen Bauchschuß und wird aus dem Etappenlazarett abtransportiert. Es selber hat lebhaft nach Deutschland verlangt. Das Lazarett, das vom französischen Roten Kreuz geleitet und unterhalten wurde, hat ihm nicht zugesagt. Man begreift das, wenn man hört, was der neue deutsche Chefarzt erzählt: tagelang keine Säuberung der Fußböden, schmutzige Verbandstoffe unter den Betten und in Winkeln angehäuft, aber eine Menge stolzer Schwestern aus der guten Gesellschaft der Stadt. Die Oberin so überzeugt patriotisch, daß sie sich weigert, dem deutschen Arzte, der ihr danken will, zum Abschied die Hand zu reichen: er sei ein Feind Frankreichs. Punktum.

Der Oberst schreitet gebückt, vorsichtig tastend, von Bett zu Bett und sucht die Boys von seinem zusammengeschossenen

Digitized by Google

Regiment. Er ist sehr groß, sehr mager, von der indischen Sonne ausgedörrt, mit schmalem, feinem Rassekopf und hellblauen Augen im gelben Gesicht. Er spricht mit jedem seiner Leute, einzelne kennt er, väterlich drückt er ihnen die Hand, tröstet sie, geht weiter. Er ist heut zum ersten Mal auf den Beinen, soll sich schonen, klettert aber die Stiegen auf und ab, bis er durch alle Säle durch ist.

Im Saal der Offiziere angekommen, sinkt er in seinen Liegestuhl, bedeckt das Gesicht mit den Händen und schluchzt. Ganz leise und verhalten stöhnt er in sich hinein. Die kleine schottische Klappmütze, die seine kurzen, grauen Haare bedeckt, zittert.

Wir wenden uns ab und ehren seinen Schmerz. Er hat Abschied genommen von seinem Regiment, vom Kriege, von der Freiheit. Er hat vielleicht eben erst den Tod eines guten Freundes erfahren. Sein Schmerz ist stärker als seine militärische Haltung — er schluchzt.

Die französischen Schwestern stehen erstaunt und neugierig um ihn herum. Das Schauspiel eines weinenden Engländers ist ihnen völlig neu. Keine will sich das entgehen lassen.

Eine von ihnen beugt sich herab, um den alten Herrn zu trösten: sie legt den Arm um ihn und redet ihm gut zu. Aber da wird er unwillig, schiebt sie energisch beiseite, richtet sich auf und schaut um sich. Seine hellen Augen sind wieder ganz klar und nüchtern.

Ich spreche grade mit einem seiner jungen Offiziere, der beide Arme verloren hat. Sein rundes Mädchengesicht lächelt freundlich, er ist froh, daß er englisch reden darf, denn das französische fällt ihm schwer. Er beteuert eifrig, daß er die Deutschen nicht hasse. Oh nein, warum denn auch? Aber

Digitized by Google

wir hassen die Engländer, das hätte er oft gehört. Ob das wahr sei?

Ich versuche ihm klarzumachen, daß wir zornig und enttäuscht waren, als England zu unsern Gegnern trat. Aber hassen? Unser Volk liebt euch nicht. Ist er schlecht behandelt worden?

Durchaus nicht! Im Gegenteil: die deutschen Soldaten sind zu ihm gekommen, haben ihm Kaffee zu trinken gegeben, ihn getröstet und verbunden. Er war ganz überrascht, wie nett sie zu ihm waren. „Aber wir sind auch gut mit euren Verwundeten," versichert er.

„Dieser Krieg ist ein verdammter Unfug!" sagt der Oberst, der bisher still zugehört hat. „Was wollt ihr gewinnen? Was kann England gewinnen? Und Frankreich? Alle werden sich verbluten, Sie werden die Blüte ihrer jungen Mannschaft opfern. Das ist alles. Ein ganz verdammter Unfug. Ich habe viele Freunde in Deutschland, kenne die Gegenden am Rhein, habe in Karlsruhe, Wiesbaden, Frankfurt gelebt."

Ich frage ihn, ob er noch aktiver Offizier war bei Beginn des Krieges?

Nein, er hat 1907 seinen Abschied genommen. Aber zum Kriegsdienst hat er sich sofort gemeldet, mit sechzig Jahren. Von seiner Dienstzeit hat er fast dreißig Jahre in Indien verbracht. „Die Deutschen haben bei uns in Indien alles tun dürfen wie wir. Sie haben sehr viel Geld dort verdient. In Klubs, in Gesellschaften und beim Sport sind wir mit ihnen freundschaftlich zusammengekommen. Alles ist gut gegangen. Warum auch nicht. Die Welt ist so groß und hat Platz für uns alle."

Digitized by Google

„Wenn alle Engländer so dächten, Colonel, so hätte es diesen Krieg nicht gegeben. Oder glauben Sie, daß Deutschland den Krieg gewollt hat?"

„Ja," sagt er ehrlich, „das glaube ich. Die große Armee! Und der Kronprinz. Der Kaiser nicht, den kennen wir besser, der ist ein ernster und friedlicher Mann. Aber der Kronprinz und seine Leute. Und dann dieses Heer, das beste und stärkste Heer der Welt. Bedenken Sie!"

„Aber die englische Flotte? Die beste und stärkste Flotte der Welt, Colonel. Ist das kein Militarismus?"

„Doch," gibt er zu, „das ist es. Eines wie das andere. Immerhin, wir waren für einen Landkrieg nicht gerüstet. Wir hatten kaum eine halbe Million Soldaten damals, keine Gewehre, keine Kanonen, keine Munition. Heute stehen drei Millionen Mann unter den Waffen, und im nächsten Frühling werden es um zwei Millionen mehr sein."

„Also hat das englische Volk den Krieg nicht satt?"

„Ich glaube nicht," erwidert er langsam, „ich glaube, es ist jetzt wilder (angry) als vor einem Jahr."

Der Leutnant bestätigt das eifrig. Nein, nein, England wird nicht nachgeben, dieser fürchterliche Krieg wird weitergehen. Nun, er, der Leutnant ist froh, er braucht keinen Menschen mehr zu töten. Eigentlich kann er das garnicht. Er tut es nur, weil er muß, weil es zum Kriege gehört. Aber jetzt, Gott sei Dank!

„Meinen Sie, daß man mich austauschen wird?" er hebt mühsam seine verbundenen Armstümpfe.

Gewiß glaube ich das. Er soll es nur den Ärzten sagen, vielleicht gelingt's.

Digitized by Google

„Ja," sagt er, „das muß doch gehen. Ich kann ja nicht mehr kämpfen. Sicherlich, ich kämpfe niemals wieder gegen Euch." Er lächelt melancholisch, und träumt ein bißchen vor sich hin.

Die Bahre für den Obersten ist da, er erhebt sich, reicht mir die Hand, schüttelt sie herzhaft. „Good bye, sir." Dem blassen Leutnant streicht er sacht und beinahe zärtlich über das dichte blonde Haar.

„Er ist ein guter Soldat," sagt der Leutnant und blickt ihm nach. „Er sorgt wie ein Vater für seine Leute."

Ich will gehen, greife in Gedanken nach den Zigaretten, halte dem Leutnant das Etui hin, vergesse ganz, daß er keine Arme hat.

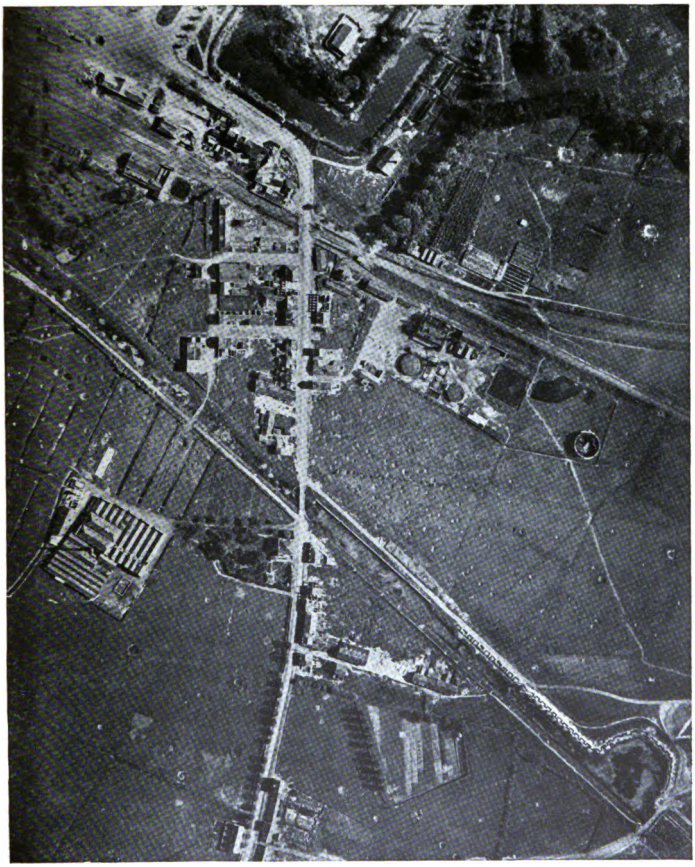
„Danke, nein. Verzeihen Sie, auch wenn ich könnte, würde ich nicht rauchen. Seit ich keine Arme mehr habe, schmeckt mir die Zigarette nicht mehr. Es ist ganz sonderbar. Finden Sie nicht auch? Schmeckt einfach nicht mehr. Aber Sie sind sehr freundlich, Herr, ich danke Ihnen."

Als ich durch den Mannschaftssaal gehe, rufen mir zwei, drei Leute nach: „Ist es wahr, Herr, kriegen wir von heute ab deutsche „Nurses"?

Gewiß, deutsche Schwestern kommen her.

„All right, sir!"

Digitized by Google



Blick auf Ypern (Station)

Digitized by Google

Digitized by Google

Rousselare, Januar 1916

Im belgischen Zipfel

Dixmuiden

Die friedliche kleine Stadt an der Yser ist zu einem grausigen Wahrzeichen des Krieges geworden. Wie lange noch — und sie wird eine Legende geworden sein. Vertilgt von dem feurigen Schwerte des Krieges, wird die freundliche vlämische Kleinstadt vielleicht nur noch in Lied und Geschichte ein heroisch gesteigertes Dasein der Erinnerung führen, der Erinnerung auch an das belgische Heer und seinen König. Denn hier vor Dixmuiden an dem schmalen Kanalbett der müden Yser, kämpft König Albert ohne Land mit dem Mute der Verzweiflung um den letzten Zipfel seines Königreiches, kämpft er seit Jahr und Tag vergebens an gegen ein Geschick, das stärker ist als er und seine zersprengten Heerscharen.

Am 10. November 1914 wurde Dixmuiden gestürmt. Ist es wirklich schon so lange her? Uns dünkt es fast, als wären die jungen Regimenter der Freiwilligen erst vor wenigen Wochen mit hochgemuter Kampfeslust in den Schlachtentod gezogen. „Wie Kräuter im Maien" sind sie gefallen, die jungen Helden der Regimenter 201—208, und ihre weißen Kreuze leuchten verklärt im Lichte des Morgenrotes. Langsam weicht die Dämmerung, die Sterne löschen aus, kein Lüftchen regt sich an diesem klaren Januarmorgen. Auf einer zerschossenen Pappel am Wege

Digitized by Google

flötet eine Amsel. Von der nahen Front herüber klar und scharf von Zeit zu Zeit ein Gewehrschuß. Die Artillerie scheint just eine Frühstückspause zu machen.

Wir schreiten durch den jungen Tag nach Westen zu. Bilder des Krieges, auf Schritt und Tritt. Die massiven Ringmauern der zerstörten Kirche von E. stehen schwarz und drohend am Morgenhimmel, überragt vom Gemäuer des stumpfen Turmes, des „hohlen Zahnes" wie unser Führer sagt. Was für Ausmaße diese Kirchen der kleinen flandrischen Dörfer haben! Die Hütten wie aus einer Spielzeugschachtel, die Kirchen wie von Riesen erdacht. Rechts und links an der Straße mit den gerupften Pappeln zerfallene Gehöfte, über die Felder verstreut da und dort ein schiefes Haus, mächtig aufgebaute Grabenwälle und Hindernisse. „Hier kommt keiner durch!" Das ist gewiß.

Aber wo ist Dixmuiden?

Dort vor uns, keine Viertelstunde mehr entfernt. Ich vermag keine Stadt zu entdecken, keinen Umriß, keine Gestalt. Ruinen und Schutthaufen am Wege, und rechts auf dem Felde ein kleiner Trupp Soldaten, die zum Rückmarsch rüsten. Sie haben Nachtarbeit bei den verstreuten Einzelgräbern gehabt. Das Regiment läßt die Gebeine sammeln und weiter rückwärts auf dem großen Soldatenfriedhof bestatten. Es sind meist namenlose Gräber. „Hier ruht ein tapferer deutscher Krieger!" Manchmal aber sind es ihrer fünfe statt des einen. Ein andermal ist's eine belgische Frau. Aus der Uniform, den belgischen Gradabzeichen, der Wäsche des toten Mannes wird peinlich genau versucht, seine Person festzustellen. Eine saure Arbeit; doppelt sauer, weil die belgischen Batterien die nächtliche Graberei für

Digitized by Google

unerlaubt halten. Der belgische Bericht meldet dann stolz: unsere Batterien zerstreuten mehrere Arbeiterkolonnen des Feindes ...

Wo ist Dixmuiden?

Wir sind schon drin und merken es kaum. Der Bahnhof steht noch, klein und verlassen. Dicht dahinter ein Teich. Wie ist der hier neben das vierstöckige Bahnhofhotel hingeraten? Einer unsrer Zweiundvierziger hat ihn geschaffen, und ein zweiter Schuß gleichen Kalibers hat das Hotel zu zwei Dritteln hinweggefegt — wer weiß wohin. Und nun schreiten wir an einer Kette zerfallener zerschossener Häuser dahin, deren Trümmer in sonderbarem Gegensatz zu dem sauber aufgeräumten Straßenpflaster stehen. Kein Wagen rollt, kein Schritt ist zu hören außer unsere eigenen, hier und da schaut aus einem Kellerloch ein Feldgrauer verwundert auf den fremden Besuch. So kommen wir — mir deucht es eine Ewigkeit — bis zum Markt: Geisterhaft fahl, vom Frühlicht rötlich bestrahlt, erhebt sich die Kirchenruine von St. Nikolaus. Dicht daneben, mit zerschmetterter Front und durchlöcherten Treppengiebeln, das alte Rathaus. Im weiten Rechteck eng aneinander geschart, die Mauern der kleinen schmalen Bürgerhäuser, ohne Dächer, Fenster und Türen, in sich zusammengesunken die meisten, bröckelig, zermürbt, fast scheinen sie zu schwanken wie jene phantastisch zerfetzte freiragende Stirnwand des Kirchenschiffes.

Das ist der Krieg. Hier hat er sich ein Lager bereitet. Hier arbeitet er bei Tage und bei Nacht daran, die Zerstörung zu vollenden.

Der weite Platz ist leer. Mit bösem Fauchen, wie ein verspäteter Nachtvogel, schwirrt ein Querschläger durch die

Digitized by Google

Luft und patscht irgendwo ins Gemäuer. Im Dome liegt der Schutt viele Meter hoch, edler Marmor dazwischen. Ein paar wuchtige gotische Pfeiler ragen ziellos in die Luft, in der Chornische thront über dem hohen barocken Marmoraltar die Madonna, das einzige Bildwerk, das noch als solches erkennbar und sogar leidlich erhalten ist. Ein paar zierliche Fialen bekrönen irgendwo ein Stück Kranzgesims. Wo mag der berühmte Lettner gestanden haben? Er wurde beim Einsturz der Kirche im Schutt begraben und zerstört. Aber wie ich nun höre, hat man mit großer Mühe versucht, die Bruchstücke hervorzuholen und zusammenzufügen. Vom Turme steht nur noch eine Wand, ein ungefüges Etwas, zyklopenhaft und wild.

Durch die Ruinen hindurch geht der Weg in die vorderste Stellung. Durch die Wände, über Höfe und Gänge kommt man bis zur Yser. Jenseits des schmalen Wassers, nur dreißig Meter entfernt, liegt der Feind. Im Spiegel sieht man seine Verschanzungen genau. Breite Dämme hat er am Ufer aufgeworfen, wie struppige Besen ragen die Bäume aus den Erdwerken. Brücken liegen gesprengt im Wasser. Hier drüben war es, wo eines Tages die belgischen Soldaten den Unsern ein Riesenplakat zeigten mit der Herausforderung:

„Deutschland, Deutschland über alles,
nur nicht über die Yser"

Der Wunsch ist bescheiden und begreiflich. Näher am Herzen liegt ihnen gewiß der heimliche Wunsch, ihrerseits über die Yser zu kommen. Aber bisher sind sie nur mit ihren Geschossen nach Dixmuiden gelangt, mit denen allerdings ausgiebig. Kein Tag vergeht, ohne daß die Stadt

Digitized by Google

ein mehr oder minder anhaltendes Artilleriefeuer zu bestehen hätte. Die Mauern bersten immer weiter, die Ziegel splittern, und ab und zu kracht eine Ruine zusammen. Unsere Stellungen aber sind unerschüttert, und sind heute garnicht mehr zu erschüttern. Mögen sie nun mitten durch einen alten Friedhof führen, wo die Grabdenkmäler gespenstig über die Grabenwand hinausragen, mögen sie am Wasser entlang über Sümpfe und Tümpel geführt sein — sie sind durch die immerwährende Arbeit eines ganzen Jahres so vortrefflich befestigt, daß es unmöglich scheint, hier im Sturme etwas zu erreichen. Was am meisten erstaunt, ist die Trockenheit dieser Grabenstellung inmitten eines weiten Überschwemmungsgebietes. Allerdings schreitet man weite Strecken nicht nur über Holzresten, sondern über richtigen Pfahlbauten und bretternen Laufstegen dahin. Auch ein Wolkenbruch vermöchte diesen Gräben nichts anzuhaben.

Das Material, das der Ausbau erforderte, hatte zum Teil einen recht weiten und schwierigen Weg zu machen. Im Hinterlande helfen ja wohl die Kanäle, wenn die Zufuhrstraßen unter Wasser stehen. Aber im Feuerbereich eines ganz flachen, kaum gewellten Geländes, das der Beobachtung des Feindes fast überall ausgesetzt ist, bedeutet schon das kriegsübliche „Einbuddeln", eine schwierige Leistung. Und nun erst das Aufbuddeln, das Anlegen der Stellung über der Erde! Denn in die Tiefe kann man ja wegen des überall quellenden Grundwassers nirgend gehen. Wie vieler Nächte mühsame Arbeit steckt wohl in diesen betonierten Unterständen, diesen Erdwällen von mehrfacher Meterdicke; welcher Findigkeit und Fixigkeit bedurfte es, immer genügend Material heranzubringen! Dazu dann die

Digitized by Google

Pionierarbeit an der Front: eine hölzerne Kolonnenbrücke mitten durchs Überschwemmungsgebiet zur Entlastung der vom Wasser gefährdeten Landstraße ist 650 Meter lang — in vier Wochen war sie vollendet. —

Die feindliche Artillerie scheint ihren Morgensegen beginnen zu wollen, wir müssen Dixmuiden, die tote Stadt, verlassen und tun es ungern. Denn das hübsche kleine Palais, das der spanische Resident bis zur Revolution bewohnte, steht noch leidlich unversehrt am Kanal und lohnte gewiß einen Blick ins Innere. Wie denn überhaupt die Chronik von Dixmuiden manches Blatt aufweist, das allerlei Arabesken verzieren. Nicht weniger als siebzehn Millionäre haben hier im Frieden ihre Zuflucht gefunden, und die Lebewelt von Brüssel und Ostende soll in diesen engen alten Gassen mit Vorliebe ihre galanten Abenteuer ausgefochten haben. Ein kleines Sodom war Dixmuiden. Die Strafe des Himmels — so sagt das vlämische Volk, — hat es nun getroffen. Dasselbe Volk, das fleißig und armselig auf seinen winzigen Pachtschollen sitzt und für Mynheer de Baron mit Angst und Bangen den Pachtschilling zusammenkratzt. „Nicht einmal einen kleinen Garten haben sie am Hause, die Ziergärten, die Sie hier sehen, sind alle erst von unsern Leuten angelegt." So sagte mir der Regimentskommandeur, unser liebenswürdiger Wirt. Er hatte schon anno Siebzig den Krieg kennen gelernt und schaute unverzagt aus seinen hellen Augen in die Zukunft. „Schreiben Sie nur denen zu Hause, sie möchten doch nur nicht denken, daß wir hier draußen müde werden, weil der Krieg lange dauert und Opfer verlangt. Unsere Sache, die fechten wir durch!"

Digitized by Google

Das Gespenst von Ypern

O Ypern, deine Mauern
Sind schwarz und rot wie Blut —
Das war ein großes Trauern,
Da schossen wir so gut ...

„Was Sie dort hinter den Baumstümpfen ragen sehen, ist Ypern," sagte der Artilleriebeobachter und stieg von der Leiter herab, die zum Scherenfernrohr führte. Ich schaute durchs Glas, angestrengt und lange. Aber Ypern sah ich nicht, nur ein Tagesgespenst schien dort im Westen aus dem grauen Dunst des Morgens aufgetaucht, schwankend und ungewiß ein paar Türme und Mauern ohne Sinn und Form. Phantastische Fetzen einer Stadt, die einmal war. Das Gespenst von Ypern sah ich.

Bewegte es sich nicht? War es näher gekommen? Nein, wir standen immer noch unsere dreieinhalb Kilometer davon entfernt. Aber die graue Luft bewegte sich, der Dunst der Niederungen am Yserkanal zog langsam westwärts, vom Seewinde getrieben, und die scharfen Prismen des Fernrohres entkleideten das Gespenst der toten Stadt seiner Unwirklichkeit, nahmen ihm den Spuk, holten es heran, nüchtern und erbarmungslos. Nun war es nur noch ein trauriges Gerippe seiner einstigen Herrlichkeit. Man konnte die Knochen zählen: dort der ragende Stumpf war einmal der Turm der Martinskathedrale, aus der langen leeren Fensterwand der Tuchhalle stachen die schlanken Ecktürme standhaft empor, die Türme der Jakobs- und der Peterskirche hoben sich trotzig heraus, und auf dem Petersturm hing schräg wie ein Krahn eine geborstene Fiale oder ein

Digitized by Google

zähes Dachgebälk. Weiter südlich schlossen die spitzen Nadeln des Fremdenasyls von St. Johann das Stadtbild.

Das war alles, was ein Fernrohr zu ebener Erde, von irgend einer Bodenwelle aus, von Ypern zeigen konnte. Ein Flieger sieht mehr. Der schaut von seinen Wolkenhöhen senkrecht hinunter auf das zierliche Flechtwerk der alten Gassen und Höfe.

Fliegereinsichten haben die Engländer, die bei Ypern stehen, natürlich ebenso wie wir und jedenfalls noch bequemer als wir. Ob sie dadurch zu der Erkenntnis gekommen sind, daß es nötig sei, die Stadt niederzulegen? Was die deutsche Artillerie, der kriegerischen Not gehorchend, begonnen hat, wollen sie freiwillig vollenden. Ypern soll vom Erdboden ausgetilgt sein — warum? Was hilft es ihnen? Und welcher Arbeit würde es bedürfen, die Friedensarbeit der langen Jahrhunderte zu vernichten, die an diesem Kunstwerk mitgeschaffen haben. Noch aus Schutt und Asche leuchtet die friedliche Schönheit der alten flandrischen Stadt sieghaft hervor, und es wäre durchaus kein Ruhmestitel für „Marschall French von Ypern", den Leichnam dieser erstorbenen Stadt, irgend einem Wahn dilettantischer Taktik nachgebend, vollends massakrieren zu lassen ...

Das Land, darauf wir stehen, ist heiliges Land. „O Ypern, deine Mauern sind schwarz und rot wie Blut —" die Verse aus dem Liede eines Kanoniers, das einmal durch den dicken Vogesenschnee auf den Flügeln der „Jugend" in unsere Berghütte einzog, kommen mir heute nicht aus dem Sinn. Dort drüben, hinter uns, im Norden, liegt Langemark mit seinen Trümmern und dem zerschossenen Schloßpark, auf leichter Anhöhe St. Julien, unweit davon

Digitized by Google

Langemarck in Flandern

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Digitized by Google

das Engländerwäldchen, westwärts Pilckem und Boesinghe. Alles Namen, gesättigt mit Erinnerungen, den schwersten vielleicht und den stolzesten zugleich. Es rauscht um diese armseligen zerschossenen Hütten immer noch der Nachhall jener köstlichen Begeisterung, mit der unsere Jugend dem Feinde die Brust bot. Mit Schlachtgesängen wie die jungen Germanen in alter Zeit brachen sie aus ihren Gräben hervor, das Vaterland im Herzen und auf den Lippen — so starben sie. In der lehmigen Erde Flanderns, im Angesichte der roten Mauern Yperns sind sie begraben, in langen stummen und doch so beredten Reihen. Was sie erobert haben, im November 1914 und mit unwiderstehlicher Wucht im April und Mai 1915, ist und bedeutet mehr als eine Front von 15 Kilometer Länge, es ist der erneuerte Glaube, daß unsere Jugend jung geblieben ist und kühn, opferwillig und jauchzend im Gefühle ihrer Kraft. Und darum sagte ich, das Land, diese dumpfe zerwühlte Erde vor Ypern mit ihren vielen Friedhöfen ist ein heiliges Land nationalen Gedenkens. Hölderlins brausender Schlachtgesang: „Schon wogen die Jünglinge hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal" — hier wurde er glühendes, blutendes Leben! —

Die Straße von P., die wir hinunterfahren, wird von Schützengräben überquert. Es ist die vorderste Stellung vom vorigen Winter. Keine hundert Meter davor das dichte Drahtverhau der kanadischen Engländer. In diesen Erdlöchern, die das Wasser knietief ausfüllt, haben unsere Jungen ausgehalten monatelang. Die Kanadier drüben hatten es auch nicht eben gut getroffen, aber trockener war ihre Stellung doch. Und dann pumpten sie mit Vorliebe

Digitized by Google

das Grabenwasser zu uns herüber. In diesem Jahre ist's umgekehrt: wir geben ihnen von unserm Überfluß ein redliches Teil, und da diesmal wir ein paar Meter höher liegen als der Feind, so tut uns das Wasser den Gefallen und rinnt hinüber zu ihm. Überhaupt: es rinnt heuer, es sumpft nicht, weil ihm durchaus keine Ruh dazu gelassen wird, keine Ruh bei Tag und Nacht. Die Nivellierungskunst der Techniker in den Schützengräben ist hier zur größten Exaktheit gediehen, sie rechnet mit Zentimetern. Wo kein natürlicher Abflußkanal den Segen mit sich führt, sind Wassertonnen als Sammelbecken in die Erde gegraben, sie werden ausgepumpt und ausgeschöpft, und in länger andauernden Regenzeiten mag dieser Grabendienst, den die feindlichen Granaten bestreuen, so manchem Teilnehmer die feldgraue Jacke hübsch warm machen. Insbesondere dann, wenn der kunstvoll aufgetragene Grabendamm eigensinnig wird und ins Rutschen kommt. Trotz aller Bohlen und Faschinen fängt er eben doch zeitweise das Laufen an. Und wenn schon das nicht, so duckt er sich, rutscht langsam in sich zusammen, ein lockerer und charakterloser Geselle, wie er halt ist. Leute, die gern mit dem Kopf hoch hinaus wollen, sind in diesem flandrischen Schützengraben ihres Lebens nicht sicher, denn die Engländer drüben zielen gut. Aber Bescheidenheit — sonst wahrlich eine schwierige Tugend — in diesem Falle lernt sie sich rasch.

Die natürliche Grabendeckung durch Bäume, Unterholz, Häuser, Bodenwellen ist in diesem Gelände ganz gering und auf weite Strecken gar nicht vorhanden. Die feindlichen Flieger schauen in unsre Gräben hinein wie wir in die ihrigen. Aber zwischen den beiden Fronten bieten sich

Digitized by Google

kleine Deckungen, Gebüsch und Granatlöcher genug, um den Wagemut der Patrouillen anzufachen. Dieser Kleinkrieg Mann gegen Mann, im Dunkel der Nacht, wo Mut, Gewandtheit, List und Entschlossenheit zusammenwirken müssen, hat an der Ypernfront eine Ausbildung erfahren wie an wenigen Stellen der Westfront. Unsere Leute sind ganz versessen darauf, ihre Schneid zu erproben und jeden Tag melden sich viel mehr, als gebraucht werden. Sicherlich der beste Beweis dafür, daß der Angriffsgeist der Truppen, von denen manche nun doch schon über ein Jahr lang in dem nämlichen Gelände stehen, durch den langweiligen Stellungskrieg nicht abgestumpft ist. Es gibt da Patrouillenführer, die ihre Jubiläumsdaten durch ganz besondere und extrafein gefädelte Anschläge feiern. So z. B. jener Unteroffizier, der seine 25. Reise hinter den vordersten feindlichen Gräben ausführte, die Fernsprechleitung im Laufgraben mühsam entdeckte und zerstörte, nach einigem Scharmützel gefangen genommen, sich befreite und glücklich heimkam. Es ist überhaupt viel Glück dabei im Spiele. Kein Wunder, daß auch der nicht zur Nervosität veranlagte englische Gegner durch die andauernde Störung seiner Nachtruhe nervös wird. Kommt es zum Handgemenge, so geht es auf beiden Seiten grimmig ernst zu. Immerhin gibt es auch hier Grade und Abstände in den Äußerungen der Gegnerschaft noch im Tode. Als von einer deutschen Patrouille der Führer, ein Offizier und ein Mann abgeschossen wurden, fand unsre Bergungspatrouille in der nächsten Nacht die Leichen unbeerdigt, und zwar den Offizier hinter dem zweiten feindlichen Graben entkleidet im Felde liegen. Als bald darauf ein englischer

Digitized by Google

Offizier als Patrouillenführer vor unserm Graben erschossen wurde, holte man die Leiche herein und bestattete sie mit den üblichen kriegerischen Ehrungen, verfehlte aber nicht, dem ritterlichen Gegner die Tatsache und die Art des Begräbnisses mit Hilfe der üblichen Konservenbüchse mitzuteilen. Seine Antwort steht noch aus.

In den Dörfern hinter der Front werden die Felder bestellt. Die junge Saat steht kräftig grün auf den fetten Schollen, und wo der nasse Boden ein wenig leichter und lockerer wird, kann einem hie und da ein flämischer Bauer hinter seinem Pfluge begegnen. Die Bespannung, die ihm der Krieg meist genommen hat, bekommt er von der Truppe und muß dafür zahlen. Die Hauptsache ist: der Acker fruchtet, so gut es im Kriege geht. Beschießen sich ein paar Flieger in den Lüften, so läßt der Bauer freilich das Pflügen sein und flüchtet sich für eine Weile zitternd unter seinen Karren. Das Rindvieh, das auf den Wiesen grast, läßt sich in seiner zuversichtlichen Haltung durch die Schießerei nicht mehr stören; es nutzt jeden grünen Fleck, den die mählich zurücktretende Überschwemmung freigibt, zur Weide aus. Freilich kann es dann vorkommen, daß eine fürwitzige Kuh im Schlamm stecken bleibt und nur durch doppelten Vorspann wieder aufs Trockene gerät. Das Seewasser, das die Belgier im vorigen Winter bis nach Dixmuiden dringen ließen, scheinen sie in diesem Jahre nicht so ausgiebig zu Hilfe gerufen zu haben, der Stand des Grundwassers in den weiten Niederungen ist tiefer und von der normalen Höhe kaum weit entfernt. Daß wir den flämischen Bauern ihre zerschossenen Hütten wieder in Stand setzen, sei gleichfalls vermerkt. Überall in den Dörfern trifft man

Digitized by Google

auf neue rote Ziegeldächer, geflickte Wände, Türen und Fenster. Es sind das nicht nur Provisorien, wie ich sie in den Ruinen so vieler zerstörter Dörfer sah, Ruinen-Unterstände sozusagen, sondern sachgerechte Wiederherstellungen solcher Bauten, die dieser Arbeit noch wert sind. Das Landvolk erkennt denn auch den guten Geist unsrer Truppe an und lebt mit ihr in Frieden und Freundschaft, sogar in leidlichem Verständnis durch die Sprache, die allen Niederdeutschen von Hause aus vertraut ist. „Wir haben den Grundsatz zu Ehren gebracht, den wir schon Anno Siebzig befolgten: Die Schornsteine müssen wieder rauchen!" sagte uns ein alter Herr, der sich das Eiserne Kreuz zum erstenmal im damaligen und abermals im jetzigen Kriege verdient hat. Er läßt sein Regiment, soweit es nicht in der Stellung wacht, Sonntagsruhe halten, eine stattliche Baracke, eine wenig schmucker hergerichtet als die bloßen Wohnbaracken, dient als Kirche und als „Regimentshaus" zugleich.

So durchdringen sich Krieg und Frieden wie fast überall an der Westfront auch im belgischen Zipfel vor Ypern. Schwert und Pflugschar lösen einander ab in der Weltgeschichte von je, und der Krieg ist ja nur ein besonders beschleunigtes, an Tod und Leben und Neubelebung besonders reiches Stück des Weltgeschehens. Reich an Gegensätzen, an Erkenntnissen und Erfahrungen, an grausamen Opfern, deren Sinn dem irdischen Auge verborgen bleibt, und reich an unvergänglichem Gewinn des Herzens inmitten von Gewalttat und Zerstörung. Der Krieg ist die schwerste und unausweichlichste Lebensfrage, die einem Volke gestellt werden kann — das edle deutsche Blut, das diese flandrische Erde färbt, schwarz und rot wie Yperns gespenstische

Digitized by Google

Mauern am Abendhimmel, es hat die Frage an das Schicksal der Nationen mit frohlockenden Hymnen beantwortet. Die Überlebenden mögen sorgen, daß sie den Sinn dieser Antwort verstehen und in Ehren halten. Damit die Schlußakkorde des Hölderlinschen Sanges ungetrübt ausklingen mögen über die jungen Gräber in Flandern, der Champagne oder der Argonnen, überall wo deutsches Leben freudig im Tode erblich, die unvergeßlichen Worte:

Und Siegesboten kommen herab. Die Schlacht
Ist unser. Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist
Liebes! nicht einer zu viel gefallen.

Digitized by Google

November 1915

Winters Anfang zwischen Maas und Mosel

Auf den Maashöhen der Côtes Lorraines ist der zweite Kriegswinter eingekehrt. Er ist heuer früh gekommen. Gestern noch standen wir auf jener bezaubernd gelegenen Vorhöhe, die sich ein sinnenfreudiger Bischof von Verdun einst zu seinem Sommersitz erkor. Tief drunten breitete sich im reifen Dufte des Herbstes die weite Woevre-Ebene gegen Osten zu. Dunkle Wälder im Süden, an den Hängen der Côtes entblätterte Obstgärten und Rebenfelder, in die kleinen steil eingeschnittenen Täler gebettet die Dörfer. Spuren des Krieges überall, und doch — im milden Licht der Novembersonne fast ein Bild des Friedens. Am andern Morgen war der Winter da. Die Bergstraße, die unser Auto hinaufkeuchte, war verkrustet, der Nebel stand zäh und kalt in den weiten, kahlen Laubwäldern, eine dünne Schneedecke hüllte die letzten grünen Gräser ein. Der zweite Kriegswinter ist da, hier wie in den Argonnen und Vogesen.

Das Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel ist jetzt ruhig. Natürlich wird trotz dieser Ruhe gekämpft: an der Combreshöhe springen nach wie vor die Minen, kleinere Feuerüberfälle kommen alle Tage vor, im Priesterwalde bei Pont à Mousson, in den Gehölzen bei Apremont und Ailly, im Ritterwalde werden die üblichen Grüße mit Handgranaten und Wurfminen ausgetauscht. Sieht man den Gegner gar zu eifrig seine Stellung instand setzen, so wird

Digitized by Google

hineingefunkt, das versteht sich ohne weiteres. Für die Franzosen versteht es sich scheint's nicht ganz so, denn als sie neulich überraschend Feuer bekamen und schnell in ihre Mauslöcher krochen, schrien sie sehr entrüstet, und zwar auf deutsch zu unseren Gräben hinüber: „Ihr A... warum schießt ihr denn?!"

Ja in der Tat, sie haben sich ein wenig abgekühlt am kalten Eisen dieser sonderbar vorgeschobenen Front. Mit hartem und schmerzhaftem Drucke liegt das deutsche Knie bei St. Mihiel auf der spröden Maas, seit Oktober vorigen Jahres schon, und wie sie sich auch winden mag in ihren Qualen und bei Verdun und Toul sehnsüchtig um Hilfe fleht — es hat alles nichts geholfen. Verdun und Toul haben getan, was sie konnten, denn der deutsche Schenkeldruck ist ihnen selber beschwerlich genug. Besonders Verdun spürt ihn von Norden, Osten und Süden her. Aber es wäre gar nicht französisch, das Fatale einer Lebenslage einzugestehen. Und so drehten die Herren Strategen dort drüben die Dinge um und behaupteten, sie hätten das deutsche Knie von St. Mihiel erbärmlich in der „Zange". Sie brauchten nur kräftig zuzudrücken, und die Amputation wäre fertig. Das haben sie versucht: in den Kämpfen um Norroy und Combres vom 13. bis 20. Februar und dann, am stärksten und andauerndsten, vom 5. bis 20. April 1915 gegen Maizeray, Marchéville und die Combreshöhe von Nordwesten, und gegen den Priesterwald und das Gehölz von Mort-Mare von Süden und Südosten her. Das waren die Hauptdruckpunkte der großen Zange des Generals Dubail, durch die er eine deutsche Armee außer Gefecht setzen wollte.

Digitized by Google

Paſſchendaele in Flandern

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber die Divisionen, die diese deutsche Kniestellung seit Jahr und Tag halten, waren nicht so leicht von einer eleganten französischen Kneifzange abzuzwicken. Sie stehen heute noch, abgesehen von kleinen taktischen Verschiebungen teils nach vorn, teils nach rückwärts, im ganzen genau in derselben Linie wie zu Anfang der Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Diese Linie aber ist, grade durch den Druck und Gegendruck der Kämpfer, zu einem Produkt der Zweckmäßigkeit, zu einem Bollwerk der Verteidigung wie des Angriffs, zu einer Festungsstellung geworden, an der sich eine noch größere französische Übermacht, als sie zu Ostern gegen uns stand, schwer verbluten würde, wenn sie es wagen sollte, abermals irgendwo eine Zange anzusetzen.

Denn dies ist das Merkmal des gesamten Stellungskampfes im Westen: er ist mehr und mehr zum Festungskrieg geworden für beide Teile. Auf dem Fort Camp des Romains bei St. Mihiel sah ich neben einem der Ausfallstore den vorjährigen Unterstand für den Posten vor der Mauer: eine lockere Steinschichtung mit einem Notdach aus Pfosten, Brettern und Dachpappe. So deckten wir uns am Anfang ein, als die Sache schnell gehen mußte. Jetzt steht der Posten zwischen betonierten Schutzwänden von Meterdicke. Über einem der Tore des nämlichen Römerlagers liest man das heroische Bekenntnis: Diese Festung werde ich nie übergeben, eher mich von ihren Trümmern begraben lassen! — Sehr ehrenwert. Genützt hat es nicht viel, denn die Festung haben wir trotzdem. Und wir werden sie hoffentlich besser halten als unser Gegner und ihn gar nicht erst in Versuchung bringen, unsere Leute dort zu begraben, denn die verteidigen sie ganz wo anders als von

Digitized by Google

den engen Kasematten aus. Die liegen da irgendwo im freien Gelände eingegraben, weithin verstreut, der Schützengraben schützt die Festung besser als sie selber sich schützen könnte, und wäre sie mit zehnmal so viel Kanonen bestellt als damals bei ihrem jähen Falle. Es nützt der französischen Artillerie gar nichts, wenn sie z. B. das wuchtige Gewölbe, das der Luftdruck unseres Mörserschusses um volle zehn Zentimeter von den Pfeilern verrückt hat, vollends in Trümmer schießt. Sie würde den Ratten und Mäusen damit mehr Schrecken einjagen als unsern Leuten.

Wir schreiten durch die vordersten Stellungen. Der Graben ist mit prachtvoller Ebenmäßigkeit in den harten Fels gehauen, der Schützenaustritt durch Beton gefestigt. Da horch: ein dumpfer Knall! Noch einer! Ein weißlicher Rauch steigt drüben aus der Erde. Was war das? Eine Mine? Ja, aber eine friedliche, nur bestimmt, einen Unterstand, einen Wohnstollen zu erweitern. Er liegt eine erkleckliche Zahl von Metern unter dem gewachsenen Boden, ist mannshoch, hat seine zwei Ausgänge und bleibt dem Auge der feindlichen Artillerie vollkommen unsichtbar. Festungsarbeit, Festungskrieg!

Auf der andern Seite der Côtes, wo unsere Stellung von Combres und Les Eparges durch die weite Woevre-Ebene gegen Etain zu verläuft, ganz ähnliche Bilder. Nur der Boden ist anders und die Schwierigkeiten des Ausbaus sind es dementsprechend auch. Solange der trockene Herbst andauerte, war der lehmige Tonboden hart und spröde, aber er hielt wenigstens stand. Als der Regen ihn langsam zu erweichen begann, kam er an abschüssigen Stelle ins Rutschen. Da hieß es rechtzeitig vorbauen, stützen,

Digitized by Google

Faschinen und Drahtwände ziehen, für Abzug des Wassers sorgen. Kilometerweit geht man in den Gräben über Knüppelwege dahin, unter denen das Wasser in sorgfältig nivellierten Ablaufkanälen träge und mißmutig abfließt. Die Holzroste sind stückweise gelegt, so daß man sie jederzeit aufnehmen und Stauungen des Wassers beseitigen kann. Die Eindeckung der Unterstände erreicht eine Dicke bis zu fünf Metern, in wechselnder Schichtung von schweren Eichstämmen, verflochtenen Eisenschienen und Betonklötzen. Auf einem winzig kleinen Stückchen der Riesenfront von den Alpen bis zum Meere.

Den vielleicht mannigfaltigsten Ausbau sah ich im Gebiete einer Division, deren Stellung die Westhänge der Maashöhen überquert. Da ging der Weg durch die Ruinen eines völlig zerschossenen Dorfes, immer mitten durch die Wände durch wie in belgischen Dörfern. Noch ragten auf den Dorfstraßen gewaltige Barrikaden empor, aus Stroh, Dünger, Brettern, zerbrochenem Hausrat aufgetürmt, mit ganzen Familienbetten drin verstaut, lauter schnelle Notbauten aus dem Vorjahre. Jetzt schützen sie wenigstens noch gegen Sicht. Die Stellung mit ihren verschiedenen Linien ist das reinste Höhlensystem geworden, in dem sich zurechtzufinden eine Kunst scheint. Doch sorgen überall Tafeln mit leuchtfarbener Schrift für schnelle Orientierung auch im Dunkeln. Im Trommelfeuer nützen freilich solche Hilfsmittel auch nicht viel, da muß der Mann die Stellung klar im Kopfe haben. Sicher aber bestätigt es aufs neue die allgemeine Entwicklung: Festungskrieg, Vauban in moderner Taschenausgabe für Schützengräben. Sind das noch Truppen, die sich, in Schützenlinien ausgeschwärmt, ein-

Digitized by Google

gegraben haben? Oder sind es die vorgeschobenen Stellungen einer Lagerfestung großen Stiles? Die Vergangenheit, die ja in diesem Kriege z. B. mit Handgranaten und kurzen Mörsern militärisch auferstanden ist, kennt solche Kriegslager zur Genüge. Ich mußte an Bonzelwitz denken. Aber freilich: welche unmäßigen Maße, welche enormen Zahlen, welch ein Verbrauch an Kraft und Material heute gegen damals, wo Friedrichs Armee die Stärke eines schwachen Korps von heute kaum überschritt.

Von den Höhen schaut man weithin und hinunter in die tiefen Täler. Weite Wälder ringsum, unabsehbar weit. Wieviele tausend Stämme sind hier schon gefällt worden für den Krieg. Wieviele tausend werden noch folgen müssen! Bald ist die große Leitung fertig, die den elektrischen Strom von weit her in diese zerschossenen Dörfer führt, bis in die Höhlen der vorderen Stellung hinein. Und das bringt mich auf die Versorgung all dieser Menschenmassen, ihre Versorgung in jedem Sinne.

Die Aufgabe bleibt ewig dieselbe, an der Maas wie an der Memel, in Flandern wie in der Champagne. Aber die Mittel wechseln, und mit den vorhandenen Mitteln das denkbar beste zu schaffen ist der heilige Ehrgeiz der Exzellenz wie des einfachen Soldaten. Man will es wenigstens gemütlich haben, wenn man schon sonst nicht viel hat. Die Dörfer an den Côtes werden zwar hie und da beschossen, in manchen steht kaum mehr ein einziges Haus. Aber mitten in den Ruinen blüht das neue Leben. Wo eine Wand noch standhält oder gar ihrer zwei einen geschützten Winkel bilden, da ist alsbald ein Dach errichtet, ein Raum entsteht, ein Feuer brennt am Herde. Man tritt in eine

Digitized by Google

Brandruine ein, sieht sich plötzlich vor einer richtig gehenden Tür, sie öffnet sich und man betritt einen durchaus modern ausgestatteten Wohnraum, der in direkter Linie von den deutschen Werkstätten abzustammen scheint. Überhaupt die modernen Zweckformen im Kriege — das ist ein Kapitel für sich, und, meinen Eindrücken nach, ein überwiegend erfreuliches. Was für reizende und originell erdachte Barackenbauten sind in den Waldlagern entstanden! Manche aus dem Knüppelstil der Holzlauben zu kleinen Häuschen entwickelt, manche sogar richtige Sommervillen in anmutiger Gliederung. Und das Äußere ist noch das mindeste, an das Geschmack gewandt wird. Manche Innenräume sind bis in die Farbe der Fenstervorhänge und die Verteilung des Wandschmucks hinein mit einer ordentlichen Zärtlichkeit erdacht. Die Sehnsucht nach dem Ewig-Weiblichen äußert sich da auf eine verstohlene, aber verständliche Art. Es soll ebenso nett beim Herrn Hauptmann aussehen, wie wenn die Frau Hauptmann selber da wäre. . . . Ein Bataillonsführer, dessen Stellung etwas unterhalb der Höhenlinie lag, hatte sich eine wahre Höhlenburg erbaut, kyklopenhaft nach außen, im Innern aber war der Wohnraum aufs Geschmackvollste mit Porträtsilhouetten belebt, die zwischen schwarzen Pappstreifen auf der gelben Kehrseite einer Tapete vortrefflich wirkten. Es waren sämtliche Offiziere des Bataillons, geschnitten von einem kunstfertigen Soldaten, den der Kommandeur eines Abends bei Kerzenlicht, durch seinen eigenen Schatten an der Wand angeregt, zum Silhouettieren „kommandiert" hatte sozusagen. Das Kino, das in der geräumigsten Scheune des Divisionsstabsquartiers eingebaut wurde, ist mit seiner gewölbten Balkendecke, den geschickt

Digitized by Google

aufgeteilten Wandflächen, der hübschen Bühnenumrahmung ein kleines Musterbeispiel dafür, wie sich mit den einfachsten Mitteln etwas herrichten läßt, das in seiner Art vollendet ist. Überraschender noch wirkt manchmal die Verwendung alter Räume in „behelfsmäßiger Form". Ebenso einfach wie verblüffend war das Kasino eines Regiments in einer Mühle untergebracht, der riesige Mahlstein diente als Tisch, das Mühlenrad als Kronleuchter. Auf der Wanderung durch die Stellung übrigens konnte es schon vorkommen, daß man eine schöne gußeiserne Ofenplatte mit Wappenrelief aus dem Jahre 1620 als Verschluß vor einem Handgranatenlager fand. Das Merkwürdigste aber war doch wohl jenes festliche Frühstück in einem Felsenkeller, welcher unter einem Kuhstalle zum Vorschein gekommen war und ein wohlerhaltenes Pfeilergewölbe aus karolingischer Zeit aufwies. War man da noch im Kriege? Die Herren Wirte, die uns fröhlich Bescheid taten, waren am selben Vormittag aus der Stellung gekommen. Ein paar Tage vorher erst war das hochgelegene Dorf beschossen worden. Kein Zweifel, der Friede ließ noch zu wünschen übrig. Aber an den Krieg, wie er nun einmal beschaffen war, hatte man sich gewöhnt. Man trotzte ihm, und damit fertig.

Hier sei noch ausdrücklich vermerkt, wie die deutschen Barbaren französische Kunstwerke vor den Franzosen schützen. Die zerschossene Kirche desselben Dorfes, in zierlicher Frühgotik errichtet, beherbergte u. a. auch Arbeiten von Ligier-Richier (1500—1567). Man hat die Kanzelreliefs vorsichtig abgelöst und in Sicherheit gebracht. Das Hauptwerk des Bildhauers in der großen Michaelskirche zu St. Mihiel, ein großes Grabmal mit dreizehn Standbildern, ist mit

Digitized by Google

großer Sorgfalt granatensicher durch Sandsäcke eingedeckt. Wir können es getrost unsern Feinden überlassen, den nötigen Vorwand für ein derart schamloses Vorgehen gegen berühmte Kulturwerte aufzufinden.

Die Versorgung dieses wimmelnden Kriegslagers wäre unvergleichlich schwieriger, wenn nicht an Ort und Stelle industriell und handwerklich gearbeitet würde. In einem Dorfe des Westhanges, der ganz im Gegensatze zum Osthange wasserreich ist, sind zwei Sägewerke eingerichtet. Eine Ziegelei ist neu erstanden. Betonklötze für Unterstände werden gegossen, und Feldbahn und Fuhrparkkolonnen schaffen unermüdlich das Material nach vorn. Die Straßen — wie oft müssen sie erneuert werden. Es gibt hier kein hartes Gestein in der Gegend, die Eisenbahn bringt die Schlacke aus dem Grubengebiet heran, gefangene Russen sind eifrig bei der Arbeit. Aber schon nach drei, vier Wochen haben die Kolonnen die Schlacke zermahlen, der Regen tut ein übriges, der Schlamm wächst, und wieder beginnt der Straßenbau.

Der Kampf gegen den Schmutz und — die Läuse beginnt nicht erst in der großen Etappenstation, sondern hier vorne an der Front. Neben dem Lausoleum erglänzt unter den Obstbäumen das zementierte Schwimmbad, im heißen Sommer gewiß ein neuer Jungbrunnen. Das Lazarett nicht zu vergessen, das teils in der Ortskirche, teils in Baracken daneben untergebracht ist. Natürlich können sich diese Einrichtungen der Division nicht mit den großen Anstalten der Etappe E. messen. Das dortige Lausoleum bewältigt täglich 1000 Mann und mehr, wenn's sein muß; die ganze Anlage hat dabei nur 1500 Mark gekostet. Das große

Digitized by Google

Brauereigebäude, das dazu hergerichtet wurde, enthält außerdem noch die von Proviantbeamten musterhaft geleitete Korpsschlächterei, die monatlich ganz stattliche Schlachtziffern aufweisen kann. Im benachbarten Orte J. ist das Kriegslazarett in einem Schulneubau errichtet worden. Kosten: 10000 Mark. Vor dem Lazarett war das große Gebäude Pferdestall, jetzt sieht es aus, als ob es nie etwas anderes gewesen wäre als ein Lazarett mit modernsten Einrichtungen: Badezellen, Terrasse für Sonnenbäder, Wintergarten und Spezialabteilungen für Augen- und Ohrenkranke. Fünfzehn Kilometer hinter der Front!

Daß für die geistige Auffrischung des Soldaten im Stellungskriege das Kino unentbehrlich ist, bedarf keiner besonderen Begründung. Wir trafen sogar in einem Dorfe unserer vordersten Stellung, das täglich seine Portion Granaten bekommt, einen primitiven Kientopp an. Natürlich war er mit dem „Flimmerstollen", dessen geschmackvolle Raumausstattung ich oben pries, nicht gut zu vergleichen, aber sein Publikum ist mindestens ebenso dankbar. Der Divisionspfarrer hat eine fahrbare, vielbenutzte Feldbücherei in einem geräumigen Planwagen aufgeschlagen und gleich daneben ein Lesezimmer für Zeitungen errichtet; er versteht aber seine Leute auch ganz ausgezeichnet durch Lichtbilder zu fesseln, in denen er ihnen Freud und Leid des eigenen Kriegslebens schildert.

Ein Zirkus im Felde, welch eine Vorstellung muß das werden? Unter freiem Himmel geht alles vor sich im Zirkus „Spanischer Reiter", etwas abgehärtet ist sein Publikum schon.

Er hat mit dem Zirkus Busch zwar die Arena und den

Digitized by Google

Zonnebeke in Flandern

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

dummen August gemein, sonst aber steht er sozusagen ganz auf eigenen Füßen. Der dumme August, der hier, zehn Kilometer hinter der Front, seine Weisheit leuchten läßt, „arbeitete" tatsächlich früher bei Busch. Er hat es verhältnismäßig leicht, seine Wirkungen zu erzielen, denn ein Frack samt Weste sind schnell geschneidert, und das Übrige muß der Mutterwitz leisten. Schwerer schon fällt es der edlen und eleganten Dame, seiner Braut, ihre echt weibliche Ausrüstung zu besorgen, und was die Herren Akrobaten, Drahtseilkünstler, Luftspringer und Kollegen anlangt, so werden sie wohl auf Trapez und Ringe verzichten müssen. Denn dazu gehört ein Deckengerüst, und dieser Kriegszirkus hat über sich nur den blauen Himmel. Wenn Petrus schlechtes Wetter macht, so werden Künstler und Zuschauer naß — dies haben sie mit den Schaustellungen des Altertums gemein. Aber ich weiß nicht, ob man im Altertum so rasch und gut einen Zirkus begründet hätte wie diesen „Spanischen Reiter" hier. Ein Esel läuft da herum, der eigentlich nur französisch versteht und binnen kurzem so drollig deutsch gelernt hat, daß er die dümmsten Einfälle vom dummen August mit erhobenem Schweife begrüßt. Ein Gaul trabt nach dem Takte der Musik, und die deutsche Reichsfahne weht plötzlich auf der obersten Spitze einer gelenkigen Menschenpyramide. Alles das ist sehenswert. Am meisten aber doch das Publikum. Am Morgen früh vielleicht ist das Bataillon nach anstrengendem Postendienst aus den vordersten Stellungen zur Ruhe einmarschiert. Jetzt, am Nachmittag, lassen sie sich's wohl sein, unsere Soldaten, jetzt vergessen sie getrost für ein paar lustige Stunden den grimmigen Krieg. Ernst ist das Leben —

Digitized by Google

heiter die Kunst — auch im Kriege hat sie ihren Platz, und da erst recht.

Und all dies emsige Arbeitsleben wie die behagliche Kurzweil des Kriegslagers vollzieht sich sozusagen unter den Kanonen der Festungen Verdun und Toul. Man staunt immer wieder über die große Gelassenheit, über das unerschütterliche Selbstvertrauen unserer Truppen wie ihrer Führer, und man freut sich, einen beruhigenden Abglanz davon in die Heimat entsenden zu können. Der Winter im Stellungskriege hat für uns seine Schrecken verloren. Ob für unsere Feinde im gleichen Maße, das mögen sie selber am besten beurteilen, wenn sie unsere Stellungen kennen gelernt haben werden. Aber dazu müssen sie erst drinnen sein.

Digitized by Google

November 1915

St. Mihiel

Auf einen Trümmerhaufen ist man gefaßt. Kleine Maasfestung, nach raschem Kampf genommen, heftig beschossen, windige Ecke — was kann da noch viel übrig sein? Seit Jahr und Tag?

Aber die Gassen der französischen Kleinstadt, in die wir einfahren, sehen eigentlich noch ganz manierlich aus. Kugelspuren an den Wänden, zerbrochene Fenster, heruntergelassene Läden, verrammelte Türen, aber keine Verwüstung vorerst. Markt und Straßen sind sauber, am Rathaus geht die Uhr ihren alten Gang, die sehr stattliche Kirche mit den vier stumpfen Türmen ragt schier unversehrt über die Dächer, erst später merkt man ihre Granatspuren. Und dann: diese Stadt ist nicht nur von deutschen Soldaten, sondern auch von Franzosen bevölkert. Von den 10000 Einwohnern sind annähernd 2000 noch da. Hier, ganz dicht an der Front, keinen Gewehrschuß mehr von den Schützengräben entfernt.

Das ist sehr merkwürdig, zumal für den, der durch die Dörfer hinter den Maashöhen herkommt, wo man kaum noch hie und da einem Eingesessenen begegnet. In einem Dorfe dort hinten ist die achtzigjährige Madame Adele L. das einzig vertrauenswürdige „Zivil", das man belassen hat, und die gute Alte findet sich mit Humor in ihre Rolle als Soldatenmutter. Die Leute von St. Mihiel scheinen sich mit ihrer bayrischen Besatzung auch nicht schlecht zu

Digitized by Google

vertragen. Was bleibt ihnen anderes übrig? Arbeit und Brot erhalten sie von ihr, und der Zusammenhang mit der Welt, von der St. Mihiel abgeschlossen ist, erfolgt ebenfalls auf dem deutschen Kolonnenwege, den die wenigen französischen Männer von St. Mihiel gegen gutes Geld ausbessern helfen.

In der Stadt gehen die Frauen ihren Geschäften nach, putzen, waschen, flicken und schneidern. Die Kinder laufen über die Straße, rufen, lärmen und spielen. Kommen die Granaten oder die Fliegerbomben, so hocken sie eine Weile in den Kellern still und jammern mit den Müttern um die Wette. Und sie haben allen Grund dazu, denn durch die französischen Geschosse sind seit dem 4. Oktober 1914 bis zum 6. Oktober 1915 insgesamt 112 Einwohner der Stadt getötet und verwundet worden — laut Verzeichnis in der „Gazette des Ardennes". Ist die Luft wieder klar, so erscheint langsam einer nach dem andern aus dem Kellerloch. Die Frauen gehen in die Kirche, um dem heiligen Michael für die Errettung aus der Not zu danken. Manchmal spazieren sie auch ein wenig durch die Gassen, und eine Mutter sah ich, die ihr kleines Mädchen in ein weißes Kostüm gesteckt hatte, weiß bis zu den Schuhen herab. So „promenierten" die zwei und forderten den Neid der Nachbarinnen heraus. Selbst im Kanonendonner bleibt die Eitelkeit lebendig.

Ein paar schöne alte Patrizierhäuser weisen ebenso wie die stattliche Kirche darauf hin, daß St. Mihiel seine Geschichte hat. Ein stolzes „Maison du roi" mit sehr vornehmer gotischer Fassade scheint das Absteigequartier französischer Könige gewesen zu sein, ein paar Bürgerhäuser

Digitized by Google

mit Renaissancepilastern verblüffen durch höchst phantastisch geformte gotisierende Dachträger. Die neue Zeit hat sich in großen Kasernen verewigt. Zu der alten Stadtkaserne sind draußen an den Hängen der Côtes zwei neue ausgedehnte Anlagen gekommen, halb fertig durch den Krieg im Bau unterbrochen, eine so öde wie die andere und wie die vielen Kasernenbauten im östlichen Frankreich sonst, die das vermehrte Heer der dreijährigen Dienstzeit aufnehmen sollten.

Je näher der Maas, desto mehr Spuren des Krieges. Menschenleere Straßen, die Häuser sind hier geräumt. Die Löcher in den Wänden mehren sich, die Dächer sind eingestürzt, Steinhaufen säumen die Straßen. Und jetzt, wo der Blick zur Maasbrücke schweifen kann, öffnet sich ein großartiges Bild erbarmungsloser Zerstörung: Brandruinen ragen aus dem Schutt, von ganzen mehrstöckigen Häusern stehen nur noch, seltsam zerfetzt, einzelne Wände, an denen geisterhaft die Holzläden klappern. Das reizende Wohnhaus eines höheren Offiziers ist nach der Gartenseite fast unbeschädigt, tritt man durch die Haustür ins Innere, so schaut der freie Himmel auf eine wüste Trümmerstätte. Hie und da hängt an den Wänden, die im Winde zu schwanken scheinen, irgend ein verschontes Stück Hausrat, ein Bild, ein Plakat, eine Konsole, im leeren Fenster steht ein verdorrter Blumentopf. Am schlimmsten hat es die steinerne Maasbrücke abbekommen: zuerst ist sie gesprengt, und danach von Granaten dermaßen zerstört worden, als dürfte kein Stein mehr auf dem anderen bleiben. Die Quadern der schweren Pfeiler füllen das Flußbett aus, mühsam sucht sich das kleine Wasser seinen Weg, mühsam und träge.

Digitized by Google

Die Ufer sind aufgewühlt, von Granaten umgepflügt, die Häuser der Uferstraße zerstört, verbrannt. In Chauvoncourt am andern Ufer dieselbe Wüstenei. Im zerschossenen Bahnhof zeigt das letzte Signal noch in die Richtung Verdun.

Wir schreiten über die Maas zurück. Unwillkürlich möchte man von Stein zu Stein springen wie über einen Bergbach, trockenen Fußes. Auf dem Platze vor der Brücke steht, fast unberührt, ein Denkmal für 1870. Die Granaten haben es verschont, obwohl sie ringsum alles zerfetzt haben. Ein Zufall, wie es deren so manche im Kriege gibt. Das niedere Eisengitter umfriedet einen Obelisken. An ihn gelehnt, das Standbild eines verwundeten „Clairon", des Hornisten, der sich heroisch zum letzten Signal aufrafft. Die Linke aufs Herz gepreßt, steht er da. Granatsplitter haben ihm den Bronzeleib durchlöchert, und eine Schrapnellkugel hat ihm ein rundes Loch mitten durch seine Feldflasche geschlagen. Er ist aufs neue zum Denkmal des Krieges geworden.

Digitized by Google

Dezember 1915

Vlämische Küste

Das Marinekorps, das seit Jahr und Tag den Schutz der vlämischen Küste versieht, ist als militärische Formation eine Neuschöpfung des Krieges.

Die feldgraue Marine, Schulter an Schulter mit einer Landwehr-Brigade, hielt ihre Feuertaufe in Ehren aus. Es waren zwei harte Tage am Dyle-Kanal. Ende September folgten die Kämpfe um den Besitz Antwerpens, im Verbande des Korps Beseler, auf dessen linken Flügel. Es ging im Sturm nach Mecheln hinein, über Waelhem und die Nethestellung hinüber nach Antwerpen und gleich an die Schelde, wo es an Brücken, Fähren und Forts etwas zu tun gab. Dann, während die Kameraden der Landarmee die Belgier und Engländer an die Yser warfen, maschierte die Marine-Division an die vlämische Küste, besetzte die belgischen Häfen und begann mit der Befestigung des Ufers von Knocke bis Westende.

In dieser Stellung hat die neue Feldtruppe, die inzwischen zum Korps erweitert wurde, harte Kämpfe mit den Franzosen vor Nieuport zu bestehen gehabt. Die Eroberung von Lombartzyde am 10.—12. November 1914 ist in den Annalen der Truppe mit rühmlichen Lettern verzeichnet.

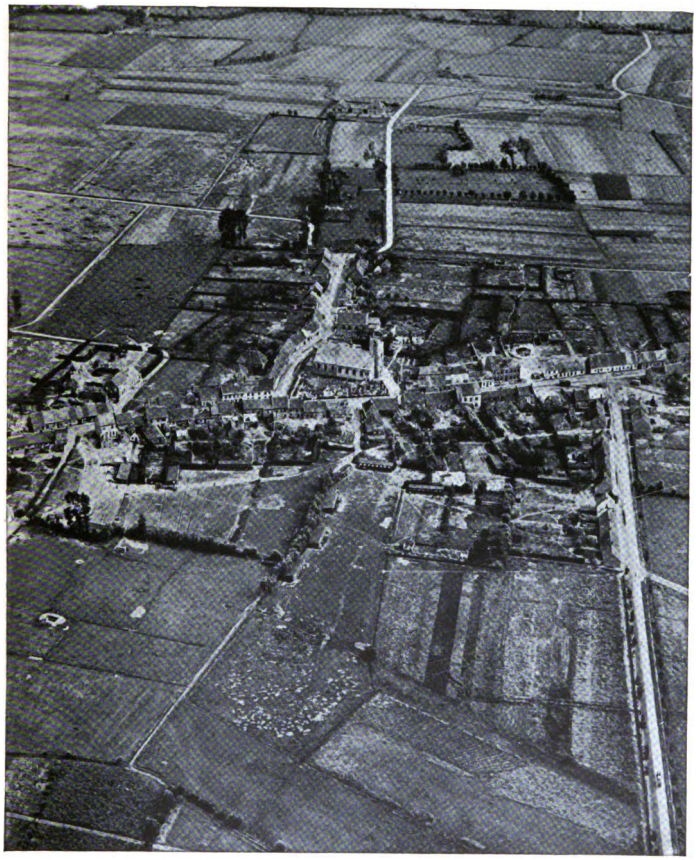
Die gesamte belgische Küste ist etwa 65 Kilometer lang, einige 50 Kilometer davon halten unsere Marinetruppen besetzt. Kein einziger Hafen für großen Schiffsverkehr findet sich hier, den besorgte Antwerpen allein. Ostende

Digitized by Google

hat ſeine bekannten guten Anlagen für den Perſonenverkehr. Dann ſind da die Kanäle nach Brügge, Gent, Ypern. Dieſe kleine glatte Küſte iſt der Badeſtrand Europas im Frieden. Was bedeutet ſie für uns militäriſch im Kriege? Die Entfernung von hier aus zur Themſemündung beträgt nur den vierten Teil der Entfernung von Helgoland zur Themſe. Dieſe einwandfreie Tatſache macht unſeren engliſchen Gegnern ernſtliche Beſchwerden. Wiederholt haben ſie verſucht, durch größere Beſchießungen von der See aus unſere Truppen aus den friedlichen Badeorten zu vertreiben, kleinere Angriffe zu Waſſer und Beunruhigungen mit Waſſerflugzeugen wiederholen ſich alle paar Tage, einen ernſtlichen Landungsverſuch aber hat der Feind bisher nicht gewagt. Er wird ſchon wiſſen, warum er ſeine Auſtralier und Kanadier lieber in Saloniki ausbootet als in Zeebrügge oder Oſtende.

Auf dem kleinen eleganten Dampfer, den der Kapitän, wie er mir lächelnd erzählt, beim Vormarſch in Gent entdeckt und alsbald gechartert hat, — fahren wir auf dem ſchnurgeraden Kanal zur Küſte. In den Gräben und tiefausgehobenen Ackerfurchen ſteht das Waſſer, es bedeckt Felder und Wieſen zum Teil. Wo die fette grüne Grasnarbe trocken liegt, weidet friedlich das Vieh. Es iſt ein klarer Dezembertag, die Sonne wärmt noch ein ganz klein wenig, und vom Meere weht ein kräftiger aber nicht kalter Wind. Die wunderſchöne Silhouette der alten vlämiſchen Stadt ſchließt ſich mehr und mehr. Im Hafen rückwärts liegt einſam und ſtill ein ſtattlicher Dampfer am toten Kai; wie kommt der hierher? „Gute Priſe“ ſchmunzelt unſer Führer — „er hatte eine Million Eier und verſchiedenes andere für London an Bord.

Digitized by Google



Blick auf Poelcapelle in Flandern

Digitized by Google

Digitized by Google

Jetzt ist er billig zu haben. Wollen Sie ihn kaufen?" fragt er den Hamburger Rheder, der mit fünf anderen Hanseaten, die Liebesgaben zum Korps gebracht haben, die Küste besucht. Der Hamburger sieht sich ruhig prüfend den Kahn an. Der eine seiner beiden Söhne, der die westliche Hälfte der Erdkugel studiert hat, ist gefallen. Die Firma steht nun auf den zwei Augen des Sohnes, der auf den Orient eingearbeitet ist und im Felde kämpft. Die Hälfte der väterlichen Hoffnungen ist begraben, die Zukunft der anderen Hälfte steht bei Gott. Aber der alte Hanseat hat deshalb nicht aufgehört, Kaufmann zu sein und kaufmännisch um sich zu schauen. Ruhig prüft er das Prisenschiff. Und fragt bedächtig: „Was soll er denn kosten?" —

Kurz vor der Schleuse gehen wir an Land. Hier haben die Engländer mit schweren Schiffsgeschützen kräftig hineingefunkt, zu einer Zeit schon, als wir ihnen noch nicht so herzhaft antworten konnten wie heute. Danach sind sie befriedigt heimgefahren und haben im Triumph der Welt verkündet: unsere letzte Hoffnung auf die englische Nordsee sei zerstört. Merkwürdig aber ist, daß trotzdem die Schleuse noch arbeitet, die Mole noch steht und das große neue Hotel weiter westwärts auch. Dies Hotel freilich ist wie so manches andere hier am Strande, mit englischem Gelde erbaut. Dagegen liegt der Wasserturm in Trümmern, aber den haben wir selber gesprengt, weil er das Zielen ganz unnötig erleichterte.

Ein Offiziers-Kasino hat von seiner kleinen Terrasse aus einen Blick auf das Meer, so ausgesucht und unentstellt wie kein einziges der Prunkhotels an der Promenade von Ostende. Irgendwo im Sande verankert ragt eine Mast-

Digitized by Google

spitze empor. Es ist eine Trophäe: sie stammt vom englischen Kreuzer „Maori", † 7. Mai 1915 — so besagt die Inschrift. Eines unserer Wasserflugzeuge hat den Mast von dem zerschossenen Schiffe geholt. Anstatt der englischen Kriegsflagge trägt er nun — eine elektrische Glühlampe.

Meilenweit ziehen sich die Befestigungen hin, die natürlichen und die künstlichen, Dünen, Gräben und Wälle. Vor den eleganten steinernen Promenaden der internationalen Bäder machen sie nicht Halt. Wo die Kinder während der Ebbe Muscheln und Krebse am Strande suchten, schaufeln belgische Arbeiter den angeschwemmten Sand. Spukhaft, mit öden Fensterhöhlen stieren die Hotelpaläste auf die lebendige Weite des Meeres. Ostende, dieses irrsinnige Produkt fürchterlichster Großstadtprotzerei, steht mit seinen leeren Strandpalästen da wie ein versteinerter Katzenjammer jener Welt, die aus der Langeweile eine vornehme Beschäftigung macht. Die englischen 30 cm-Schiffskanonen haben auch diese Kapitalsanlange englischer und anderer Kulturförderer bisher beharrlich verschont. Die maurische Theaterfassade des Kursaals steht mit verschalten Fenstern zwar sehr trübselig aber doch ziemlich unversehrt da wie einst. Auf der Terrasse da und dort ein einsamer Posten, vom Winde umweht.

Auch das Meer ist geblieben wie es war: unendlich, unerschöpflich neu und herrlich wie am ersten Tag; unbekümmert um Krieg und Frieden.

Middelkerke — die Zerstörung beginnt; Westende-Bad — hier steht kein Haus mehr, das nicht seinen Treffer hätte. Dieser Kursaal ist der reinste Kugelfang geworden, und jener luxuriöse Hotel-Neubau hat sich noch vor seiner ersten

Digitized by Google

Saison zur romantischen Brandruine entwickelt. Diese auf Glanz hergerichteten Großstadtvillen scheinen beim bloßen Knall der Granaten umgepurzelt zu sein wie die Kartenhäuser. Es herrscht hier eine ganz andere Verwüstung als in den ehrwürdigen Städten und Dörfern Flanderns, den verschimmelten Nestern der Champagne, den verwunschenen Schlössern und Burgen der Picardie. Hier in den Dünen liegen die Trümmer moderner Großstadtbauten, Trümmer von sehr beträchtlichen wirtschaftlichen Werten, und dennoch sehr gleichgültige Trümmer — ein Abfall und Kehricht, dem selbst die erbarmungslose Verwüstung des Krieges keinen Schimmer jener melancholischen Weihe geben konnte, wie sie die armseligste Hütte irgend eines natürlich gewachsenen, vom Kriege zerschlagenen Dorfes verklärt. Die englischen Monitore bekunden eine seltsame Vorliebe gerade für diese gottverlassene Wüstenei, vielleicht, weil es hier auch eine kleine deutsche Kolonie gibt oder gab: bescheiden gegiebelte Fachwerkbauten billiger Art, an denen auch längst nicht mehr viel zu erhalten oder zu verlieren ist.

Der Laufgraben dieser Seestellung hat schon sein besonderes Gesicht. Er führt durch Ruinen, Höfe, tiefe Mulden, und er ist, wenn ich so sagen darf, ein vornehmer Laufgraben. Zunächst einmal führt er durch eine Auto-Garage, man schreitet ebenmäßig auf Brettern dahin, die in einem Abschnitt gerade säuberlich mit dem Besen gekehrt wurden. Auf gewissen Strecken ist der Graben überdacht, und seine Wände sind mit unzähligen lackierten Türen aus den Trümmern Westendes versteift und gegen den Flugsand geschützt. Er windet und krümmt sich wie ein Aal, er verzweigt sich immer mannigfaltiger, je weiter man nach vorn

Digitized by Google

kommt. Die Dünen wachsen in die Länge, Höhe und Breite, hie und da merkt man an den zackig-zerrissenen Kämmen die Spuren der Beschießung, die der Wind im übrigen rasch verweht. In den Mulden da und dort ein kleiner Friedhof, oder in der Einsamkeit verloren, ein schlichtes Einzelgrab. Die Unterstände, an Schiffskajüten gemahnend, sehr sauber und trocken. Häufig trifft man davor auf einen der Leute, der sich grade wäscht und rasiert. „Schreiben Sie man nich bloß immer von die „Blauen Jungens", ruft mir einer nach: „Naja, wir Seesoldaten sind doch auch dabei!" — Blaue Jungens — nein, das stimmt hier nicht, das ganze Korps geht in Feldgrau mit weißen Gardelitzen, und der führende Admiral unterzeichnet seine Verfügungen als kommandierender General.

Wir sind, nach stundenlanger Wanderung, bis ganz nach vorn gelangt und schauen zur Mole von Nieuport hinüber. Unsere Seestellung macht hier einen Knick ins Land hinein, die Westfront beginnt, und ihr äußerster rechter Flügelmann steht im Bewußtsein seines Wertes schmunzelnd neben mir. Dumpf dröhnt der Abschuß einer Batterie von hinten her. In Dixmuiden, Ypern donnert die Front; es branden die Wogen des Völkerkrieges gegen die lebendige Küste der deutschen Kämpfer, vom Meere bis zu den Alpen. Und vom Fels zum Meere stählt ein einziger Wille diese deutsche Wacht, ein stolzer und furchtloser Gedanke: der Heimat dort hinter uns den Donner der Geschütze zu ersparen. Der rechte Flügelmann der Riesenfront ist heute für zwei Stunden lang ein blonder junger Bursch. Er späht achtsam über Land und See zugleich. Er macht gar keine denkmalsfähige Figur, wo er dasteht, vorgebeugt, in die Schulterwehr

Digitized by Google

hinter seinen Schutzschild geschmiegt, das Gewehr im Anschlag. Er ist dennoch ein Symbol unseres Kampfes, mit dem scharfen Auge auf das Land und dem Blick auf das weite Meer.

Fünfzig, dreißig, zwanzig Meter entfernt liegt der Feind. Die Belgier, die anfangs hier ihren letzten schmalen Zipfel vlämischer Küste verteidigten, sind längst durch Franzosen ersetzt. Bei ihren zum Teil heftigen Angriffen wirkten die englischen Kanonen von der See her kräftig mit. Seit beide einsehen mußten, daß die deutsche Frontecke nicht zu erschüttern war, sind sie ruhiger geworden. Zur Belohnung kriegen sie dann von Zeit zu Zeit die „Gazette des Ardennes" hinübergeworfen, und darauf erwidern die Franzosen mit Zigaretten. Auf Witzblätter antworten sie mit gröberen Karikaturen. Sie wollen beileibe nichts geschenkt haben. Drüben am Yserkanal, nach Lombartzyde zu und darüber hinaus, wo der Dünensand aufgehört hat und die Gräben durch das schlammige Polderland verlaufen, herrscht eine gereiztere Stimmung. Da knallt und kracht es schier ohne Unterlaß. Aber dort ist nicht mehr vlämische Küste, sondern vlämisches Land. Das gehört in ein anderes Kapitel.

Digitized by Google

Februar 1916

Flandrische Städte

Lille

Prinz Eugen:

„Lille, du allerschönste Stadt,
Die du bist so fein und glatt,
Meine Lieb' die brennt vor Flammen,
Dich lieb ich vor allen Damen:
Lille, du allerschönste Stadt."

Festung Lille:

„Lieber Herr, was saget Ihr?
Wer seid Ihr, was macht Ihr hier?
Was die Reuter, die Soldaten,
Eure tapfre Kameraden?
Liebster, das erzählet mir!"

(Soldatenlied von 1708.)

Lille, die allerschönste Hauptstadt französisch Flanderns, ist eine Dame mit ziemlich stürmischer Vergangenheit. Erst seit dem Frieden von Utrecht (1713) hat sich ihr französisches Schicksal entschieden, vorher hat sie des öfteren ihre Freunde und Gebieter gewechselt. Wie die meisten galanten Damen über ihr Alter hinwegzutäuschen wissen, so hat es auch die vielbestürmte alte Festung Lille geschickt verstanden, sich jung zu erhalten, ja sie ist, an ihrer Entwicklung und Gestalt gemessen, entschieden eine der lebendigsten Städte im alten Frankreich. Ihre Einwohnerzahl, heute 220000, hat sich seit dem Jahre 1850 verdreifacht, ihren alten engen Festungsgürtel hat sie längst gesprengt, sie ist „modern" geworden mit allem was dazu gehört, mit breiten Boulevards und großen Plätzen, mit Fabrik- und Villenvierteln, mit öffentlichen Bauten und Denkmälern. Und obwohl diese neue Jugend die alten schönen Formen der galanten Stadt nicht gerade mit neuer städtischer Schönheit gesegnet hat, so geht doch ein unverwüstlicher Hauch von Anmut und

Digitized by Google

koketter Lebensfreude auch heute noch durch die kriegerisch veränderten Straßen und Gassen.

Man fährt in die sehr stattliche Halle des Nordbahnhofs ein. Die Wandverglasung der Ausfahrt nach Osten zeigt eine Unmenge zersprungener Fensterscheiben — eine Erinnerung an die Beschießung der Festung im Oktober 1915. Um so eindrucksvoller aber entfaltet sich das Bild der Zerstörung unmittelbar am Bahnhofsplatz: von den stolzen Hotel- und Geschäftspalästen, den Kaffees und Kinos der Rue Faidherbe sind die stolzesten nur noch Trümmerhaufen, ganze Straßenzüge und Häuserblocks ragen mit geschwärzten Brandmauern und wankenden Kaminen in die Luft. Von den annähernd 1200 Häusern, die die Stadt eingebüßt hat, sind wohl die meisten durch Brände zerstört worden. Daher auch die merkwürdig genaue Begrenzung der Trümmerstätten. Die Häuserzeile zur Rechten steht oft unbeschädigt da, und auf der linken Straßenseite ist kein Haus heil geblieben. Oder man wandert durch ein gänzlich unberührtes Viertel und gerät bei irgend einer Straßenbiegung plötzlich vor einen ganz neuen Herd der Zerstörung.

Wunderliche und melancholische Erinnerungen tauchen da, vom Schutt halb begraben, zwischen verbogenen Eisenträgern und geborstenen Steingesimsen auf: ein mächtiger Geldschrank, ein geschwärzter Marmorkamin, eine Badewanne. Eiserne Bettgestelle von kleinen und großen Leuten — eines sah ich, das hing hoch droben im zweiten Stock an der Wand auf zwei verkohlten Balken der eingestürzten Decke; es hing dort oben wie ein Skelett, und doch wieder nicht ganz und gar dem Tode verfallen, sondern so, wie wenn

Digitized by Google

es auf bessere Zeiten wartete, bereit, aufs neue ein braves und geduldiges Bett zu sein.

Zwischen diesen traurigen Zeugen einer kurzen Zeit der Kriegsnot geht das Leben der Liller Bürger wieder friedlich seinen Gang. Der Franzose — diese Beobachtung bestätigt sich tausendfach — findet sich mit notwendigen Übeln auf eine beneidenswert leichte und bequeme Art ab, er braucht keineswegs den „Mut der Verzweiflung" dazu, er überwindet sie mit der Elastizität seiner Natur, die, von augenblicklichen Antrieben geleitet und getragen, das Unabänderliche zwar nicht gerade mit Würde aber doch — nach einigem Lamento — mit einer munteren oder höflichen Verbeugung auf sich zu nehmen pflegt. Ausnahmen kommen vor und bestätigen die Regel — sie werden nur vorgezogen haben, den „Boches" beizeiten aus dem Wege zu gehen. Was man auf den Straßen und in den Lokalen, also dort, wo jetzt das öffentliche Leben allein zu beobachten ist, mühelos wahrnehmen kann, das ist ein ruhiger Gleichmut, dem es auch nicht an Heiterkeit fehlt. Und das, obwohl die Stadt, die größte im französischen Okkupationsgebiet, nicht nur durch ihre Nähe an der Front alle Augenblick recht störenden Heimsuchungen der Engländer ausgesetzt ist, sondern auch noch unter besonderen Unglücksfällen wie der bekannten großen Explosion im Januar d. J. zu leiden hatte.

Glaubwürdige Zeugen haben mir versichert, daß gerade das Verhalten der Bevölkerung bei diesem grausamen Unglück das Erstaunen unsrer Leute erregt hat. Man denke: viele Hunderte werden über Nacht obdachlos, ihr Hab und Gut, soweit es sich aus den wackelnden Häusern heraus-

Digitized by Google

Überschwemmung an der Aisne

Digitized by Google

Digitized by Google

holen läßt, ist beschädigt oder verdorben, hunderte haben ihre nächsten Angehörigen verloren, die offizielle Totenliste weist 106 Namen auf und außerdem noch die 140 Verwundeten! Nun, man kommt und sucht die Vermißten, man jammert über die Toten; dazwischen sammeln andere fleißig Kleider, Betten und Stühle, und wenn ein Spaßvogel eine drollige Bemerkung macht, so lachen sie schon wieder und vergessen für diesen Augenblick vergnügt das ganze heulende Elend. Eine gute Frau sucht wehklagend die Gebeine ihres Mannes, die irgendwo noch im Schutt ruhen müssen. Sie findet nichts, aber sie entdeckt wenigstens seinen Zylinderhut. Wie gern hat ihn der Mann getragen! Und wie trefflich stand er ihm zu Gesicht! erzählt sie wehmütig den Umstehenden. Den Hut zärtlich unterm Arm, zieht sie getröstet ab. Das Volk lacht, und die Witwe hat wahrscheinlich auch gelächelt, bevor ihr wiederum ihr Schmerz einfiel. So ist dieses Volk; anders wohl als das unsere, leichteren Sinnes und Herzens, flackernd in Liebe und Haß. Ist es darum schlechter, minderwertig? Ich würde mich hüten, zu verurteilen, wo das Urteil so schwer zu begründen ist.

Der Korso in der Rue Nationale flutet zumal in den Abendstunden von sechs bis acht so dicht wie auf der Zeil in Frankfurt oder auf der Kaufingerstraße in München. Es gibt jetzt in Lille eine Menge Menschen, die nichts zu tun haben, die etwas sehen und hören wollen, obenan natürlich die Frauen. Trotz der allgemeinen Unschlüssigkeit über die allerletzte Mode, die z. B. die Brüsselerinnen mit bemerkenswerter Sicherheit aus eigenen Ideen zu bestreiten suchen, wissen sich die Frauen und Mädchen von Lille immer noch

Digitized by Google

recht hübsch herzurichten. Sie legen entschieden mehr Wert auf eine gewisse Eleganz in Kleidung und Schuhwerk als auf das Sattessen. In keiner der vielen Tavernen und Estaminets sieht man jemand speisen, nur Getränke werden verzehrt, langsam und mit Bedacht. Der Bürger ißt daheim und trinkt auswärts seinen „Apéritif". Er spielt Karten und diskutiert. Wovon sprechen sie? Von der letzten Beschießung, vom heutigen Fliegerkampf, von den Verpflegungsgeldern, die seit dem 21. Januar aufgehört haben? Ja, diese 22 Millionen papierenen Stadtgeldes, und dazu die 9 Millionen Kontribution, die von der Stadt an die deutschen Truppen gezahlt worden sind, geben wohl einen ausreichenden Unterhaltungsstoff. Die Verpflegungsgelder wurden an Ort und Stelle ausgegeben, kamen also dem Geschäftsverkehr zugute. Seitdem die Militärverwaltung die Verpflegung ganz in eigene Regie genommen hat, fallen eine Menge regelmäßiger Einnahmen aus. Der Geldverkehr war bis dahin namentlich für den Kleinhandel noch ganz erträglich; aber nun?

Die Liller Bürger sind übrigens an das Kriegsgeld seit alters gewöhnt. Noch heute kauft man bei den Antiquaren neben den papiereneu Assignaten die bleiernen Notmünzen aus dem Jahre 1792, wo die Österreicher die damals noch starke Festung vergebens eine gute Weile belagerten. Beim deutschen Vormarsch durch Belgien sah die Stadt, deren Entfestigung das französische Parlament bereits im Jahre 1903 beschlossen, die Militärbehörde aber 1914 noch nicht einmal begonnen hatte — ihr späteres deutsches Schicksal voraus und schickte alles erreichbare Staatsgeld nach Paris. Die Kassen und sonstigen Eigentümer erhielten Stadtscheine.

Digitized by Google

Sogar die kupfernen Soustücke verschwanden aus dem Verkehr und wurden durch runde 5- und 10 Centimes-Stücke aus Pappe ersetzt. Eine Menge Kupfergeld, das nicht mehr fortgeschafft werden konnte, soll vergraben sein, ebenso zahlreiches kupfernes Gerät, an dem der französische Haushalt so reich zu sein pflegt. Mit ihren Stadtscheinen bezahlte die Gemeinde bis in die jüngste Zeit hinein ihre Einkäufe in Belgien und Holland, und die Lebensmittel des spanisch-amerikanischen Hilfskomitees. Der Verkehr mit Holland ist jetzt gesperrt, denn, von den gewiß nicht völlig zu verhindernden Möglichkeiten der Spionage abgesehen — diese Einkäufe trugen immer ihr Scherflein dazu bei, die für uns selber erreichbare holländische Ware zu verringern und zu verteuern. Mit den Stadtscheinen wird aber auch gehandelt, man beleiht sie bis zu sechzig Prozent. Die Banken eines so großen Handelszentrums wie Lille konnten ihre Tätigkeit nicht ohne weiteres einstellen, die zahlreichen Rentner, und erst recht die Großkapitalisten sind auf sie angewiesen, wenn sie nicht hungern wollen. Zweifellos haben auch die Banken große Vermögenswerte vor der Eroberung fortgeschafft, immerhin hatten und haben sie an Wertpapieren noch gegen 800 Millionen Franken in Verwahrung.

Was hilft aber das Geld, wenn es seinen Wert verliert! Das Kilogramm Rindfleisch kostete in Lille jetzt 14 und 15 Franken, die Butter sogar noch mehr. Wie schlagen sich die armen Leute durch? Nun, Butter essen sie nicht, Gemüse wächst in Frankreich auch im Winter allenthalben, für die Verteilung des Brotes gibt die Gemeinde Marken aus. Außerdem bietet die deutsche Militär-

Digitized by Google

verwaltung denen, die arbeiten wollen, 4 und 5 Franken, in besonderen Fällen sogar bis zu 6 Franken Tagelohn. An allen Plakatecken kleben die roten Zettel mit der Aufforderung des Gouverneurs zur Arbeit, und zwar nur sieben Stunden am Tage. Die elektrischen Bahnen befördern die Leute morgens unentgeltlich zur Arbeitsstätte hinaus, meist zu Erdarbeiten wie Straßenbau und dergleichen. Das Arbeitsverhältnis und auch die Zahlung geht von Tag zu Tag. Wer nicht will, kann am andern Morgen wegbleiben.

Die Musterkarte der Liller Industrie ist ungemein reich, den Hauptanteil haben aber die Textilfabriken: die großen Leinen- und Baumwollspinnereien und Webereien. Es steckt in ihnen viel mehr deutsches Kapital als man vorher gewußt hat, Kapital, das auf dem Umwege über Holland und Belgien hierher geflossen ist. Auch Öl und chemische Produkte, Maschinen, Autos wurden hier gemacht. Rechnet man die großen Manufakturen der nah benachbarten Schwesterstädte Roubaix (123000 Einw.) und Tourcoing (83000 Einw.) hinzu, dem Hauptsitz der französischen Wollweberei, so gewinnt man ein höchst bedeutendes Gesamtbild reger gewerblicher Tätigkeit.

In Lille wurde es den Fabriken freigestellt, ihren Betrieb aufrecht zu erhalten; sie durften dann ihre Rohstoffe behalten. Es ist wenig Gebrauch von diesem Anerbieten gemacht worden. Infolgedessen wurde ein großer Teil der Vorräte abtransportiert und eine Entschädigungskommission ist jetzt am Werke, die Vergütungsansprüche [illegible] Eigentümer festzustellen. Ein Kapital für sich bildete [illegible] Beschlagnahme der Vorräte der staatlichen Tabakfabr[illegible].

Digitized by Google

Hier sollte kurz vor der Eroberung eine richtige „Schiebung" vorgenommen werden. Da die großen Vorräte nicht mehr fortgeschafft werden konnten, sollten sie verbrannt werden. Auf die telephonische Meldung dieses städtischen Beschlusses nach Paris schlug die Regierung vor, die Stadt könne doch die Fabrik samt Vorräten „kaufen". In der Tat kam Ende September 1914 der Vertrag zustande, laut dem die Fabrik von der Stadt Lille „in Regie genommen" wäre. Unsere Intendantur aber, der man triumphierend den Scheinvertrag vorlegte, ließ sich nicht verblüffen und bewies mit juristischer Schärfe, daß hier kein giltiger Kaufvertrag vorlag. Der Wert des vorhandenen Tabaks betrug annähernd 4 Millionen Franken.

Der passive Widerstand der Großindustriellen hat die Militärverwaltung nicht daran gehindert, eine stattliche Anzahl Betriebe einzurichten und selber zu übernehmen: Brauerei, Mineralwasser-, Essigsprit-, Melasse- und Seifenfabrik, Kalkbrennerei u. a. m. Auch der stattlich angewachsene Verlag der „Liller Kriegszeitung" arbeitet in einer großen Liller Zeitungsdruckerei mit französischen Lettern und Maschinen, sogar teilweise mit französischem Personal. Bezeichnend ist, wie ich der launigen Schilderung Paul Oskar Hoeckers („Lille in deutscher Hand") entnehme, daß der französische Maschinenmeister erbleichte, als man von ihm einen Dreifarbendruck verlangte. „Nein, das sei in Lille unmöglich, die großen Firmen hier schickten solche Buntdruckaufträge immer nach Paris . . ." Da die Verbindung mit Paris jetzt etwas schwierig ist, haben unsere Leute die Sache dann auf eigene Faust unternommen und glücklich fertig gebracht.

Digitized by Google

So geht in Lille das Leben seinen Gang, ungestört vom Grollen der Geschütze, mitten im Bereich des feindlichen Feuers. Selten vergeht ein Tag, an dem kein Flieger beschossen wird. Die Leute bleiben dann gemütlich auf den Plätzen und Straßen stehen und erörtern das Schauspiel. Sie denken keinen Augenblick daran, daß sie getroffen werden könnten von den abfallenden Sprengstücken dort oben. Die elektrischen Bahnen mit dem städtischen Wappen, der silbernen Lilie im roten Felde, rumpeln mit wildem Getöse durch die engen Gassen der Altstadt, den breiten Boulevard de la Liberté entlang bis in die Vorstädte hinaus und zu den Nachbarstädten hinüber. Sie fahren die alte Pariser Straße entlang zu dem pompösen Triumphbogen, den sich Ludwig XIV. hier errichtet hat zum Ruhme seiner Eroberung Flanderns. Auf den Simsen und Emblemen der stolzen Architektur liegen Ziegelbrocken und Mörtelstaub, die Fenster in den Zugangsstraßen sind in ganz sonderbarer Auswahl zersprungen, mit Tüchern verhängt, mit Papier verklebt. Je weiter man kommt, desto deutlicher werden die Spuren der großen Explosion an der Porte de Douai, dem alten Festungstor, durch das unser Sturm auf Lille begann. Und nun der Ort der Zerstörung selbst: ein Trichter, ein Erdkrater von gewaltiger Größe, Fabriken, ganze Häuserreihen ringsum zusammengerissen, die Dächer abgedeckt auf Strecken hinaus! Jetzt begreift man vollauf die unglaublich klingenden Meldungen: bis Arras hin hatte man den Schall vernommen, in Valenciennes wurde das Oberlichtfenster des Museums eingedrückt. In dem Hause einer entfernten Liller Vorstadt, das ich besuchte, hatte der Luftdruck durch eine verschlossene Glasveranda hindurch die

Digitized by Google

Fenster und die Glastür in der steinernen Hauswand gesprengt. Auf einem breiten Boulevard steht ein einzelnes Haus um etwa fünfzehn Meter hinter die Frontlinie der übrigen Häuser zurückgerückt — in diesem Hause war kein Fenster heil, während die übrigen Gebäude ohne Schaden davongekommen sind. Dagegen hatte das Museum der schönen Künste mit seiner hinteren Breitseite die ganze Wucht des Schalles aufgefangen. Auch hier war nicht mehr viel von Fenstern zu sehen. Am neuen Theater wiederum wurde ein großes Eckfenster des Treppenhauses von der Luftwelle getroffen.

Und mitten in den Ruinen, in elenden wackeligen Häusern ohne Dach und Fenster, beginnt der Krämer, der Wirt schon wieder seinen kümmerlichen Handel. Da und dort verspricht ein eilig angeheftetes Plakat mit Blauschrift: la vente continue! Das Geschäft geht weiter. Ja, bei einem Antiquar in recht ansehnlicher Umgebung fanden wir ganze Stöße von starker Pappe. Wozu? Eh bien, um die vielen zerschlagenen Fenster zu ersetzen, meinte der findige Mann. Das Geschäft geht weiter. Auch die Jugend von Lille sucht Geschäfte zu machen. In Scharen stehen sie, Knaben und Mädchen, vor dem Bahnhof, vor der wunderschönen alten Börse, vor dem Eingang zum „Feldgrauen" mit ihrer Ware: Postkarten, Zündhölzern, Schokolade, und diejenigen, die nichts verkaufen können, die betteln mit mehr oder weniger Ausdauer, in deutschen Brocken. Waschwasser kennen sie nicht. Aber an Dreck haben uns ja die Franzosen, dank ihrer unvergleichlich vorgeschrittenen Zivilisation allmählich gewöhnt. Wir erstaunen nicht mehr.

„Nach neune ist alles aus!" Das bekannte Sprichwort der Theaterleute wird in Lille anschaulichste Wirklichkeit.

Digitized by Google

Zwar das neue Liller Theater ist meist schon früher aus, aber Schlag neun ist die große Stadt wie ausgestorben. Eben noch war sie voll Licht und Leben, nun ist sie dunkel und stumm. Der Schritt der Patrouillen hallt weithin durch die Straßen, vereinzelte Offiziere eilen sporenklirrend in irgendein Kasino oder Quartier, aber die Bürger von Lille sind gefangen bis zum andern Morgen. Sie tragen es jetzt wohl leichter als im Sommer, aber wie schwer werden sie geseufzt haben, als der Gouverneur sie einmal ein paar Tage lang schon um fünf Uhr heimschickte! Das heißt nach französischer Zeit: um vier Uhr. Draußen schien die helle Sonne, und auf den grünen Festungswällen Vaubans sangen die Vögel. Es war eine strenge Strafe, zumal für die kleinen Mädchen, die ja doch gern täglich spazieren gehen, um diesen Boches ihre stille Verachtung zu zeigen. Aber sie hat gewirkt, die Strafe, sie ist seither nicht wieder nötig gewesen.

Wie singt doch der tapfere Prinz Eugen weiter in seinem galanten Zwiegespräch?

Lille, mein allerschönstes Kind,
Warum bist du doch so blind,
Daß du mich nicht willst annehmen?
Tust du dich denn meiner schämen,
Oder sag, was fehlet dir?

Die „allerschönste Stadt" französisch Flanderns hat wieder einmal Zeit, über ihre stürmisch bewegte Vergangenheit und über ihre friedliche Zukunft nachzudenken. Die Träume und Amouren ihrer Vergangenheit füllen stattliche Folianten, und diese ehrwürdigen Schmöker kann man da oder dort bei einem „antiquaire" unter Heiligenbildern, Kupferstichen,

Digitized by Google

Fayencen um Auskunft befragen. Die Zukunft aber ist sehr dunkel. Selbst der findige Monsieur P., der Herr dieses kleinen Museums, weiß darüber nichts Gewisses. Ich bin zuvorkommend genug, ihm ein Zukunftsbild zu entwerfen. Ich sage etwa:

„Nun ja, Monsieur P., ihr werdet Engländer werden, ihr alle!"

Er sieht mich ganz erschrocken an.

„Engländer? Niemals! Hören Sie nur mal, was die Leute sagen! Nein, dann doch schon lieber Deutsche."

Woraufhin ich höflich genug bin, ihm seine wunderschöne Rabelais-Ausgabe abzukaufen, ohne zu feilschen.

Roulers

Roulers oder Roulers ist ein Nest. Es soll Leute geben, die sagen sogar, es sei ein trostloses Nest. Für den Bädeker kommt der Ort nur als „Station" in Frage, ziemlich genau mitten auf dem Wege von Lille — die Vlamen sagen immer noch „Ryssel" — nach Ostende. Der Bädeker behandelt also Roulers mit größter Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung. Ha! ich werde diesen Allerweltsreisenden eines besseren belehren! Wo in aller Welt gibt es einen solchen „König" ohne Krone wie hier? Und neben ihm einen „Zaren", eine „Durchlaucht", einen Bürgermeister — alle miteinander friedlich unter einem Dache? Man sieht, der Bädeker ist nicht mehr auf der Höhe, er ist vor dem Kriege geschrieben worden.

Zugegeben immerhin: Roulers ist nicht schön. Es hat keine Kirchen, Klöster und Beguinenhöfe wie Brügge oder

Digitized by Google

Ypern, und sein Rathaus ist ein kümmerlicher Bau aus dem 18. Jahrhundert, langweilig wie der ganze Marktplatz auch. Die paar Hauptstraßen verlieren sich rasch in die roten Häuserzeilen der Arbeiterviertel, und die besseren Bürger- und Geschäftshäuser machen auch kein besonders freundliches Gesicht. Die Leineweber, die hier hausen, haben es offenbar in den Jahrzehnten des Friedens zu keiner beträchtlichen Lebensfreude gebracht. Die paar Fabrikanten, die es wenigstens zu Wohlstand gebracht haben, suchen ihn anscheinend möglichst zu verbergen, sie zeigen ihn im Innern der Häuser, kehren ihn nach der Gartenseite. Durchwandert man die stilleren Straßen, so sieht man da und dort hinter den Scheiben Frauen und Mädchen ernsthaft und schweigsam klöppeln oder hinter dem Webstuhl sitzen. Traurig, fast unwillig blicken sie von ihrer Arbeit auf.

Irgendwelche Zerstörungen durch den Krieg sind nicht zu sehen.

Was dagegen sofort auffällt ist die Menge verkäuflicher Waren in den Schaufenstern. Diese belgischen Geschäftsleute hier haben anders als ihre französischen Berufsgenossen im besetzten Gebiet ihre Bestände erneuern können. Es ist der „König" von Rousselare, der Ortskommandant, Oberstleutnant P., der ihnen dazu verholfen hat. Die Requisitionen der durchziehenden Truppen hörten eines Tages auf, es wurde gekauft und bar bezahlt, und die Stadt hatte geregelte Kontributionen zu zahlen. So waren klare und übersichtliche Verhältnisse geschaffen, bei denen sich beide Teile besser befinden als vordem.

Vordem — was sich da in Rousselare begeben hat, erfuhr ich so beiläufig vom Herrn Bürgermeister selbst. Eines

Digitized by Google

Abends saßen wir als Gäste des „Königs" nebeneinander im Kasino. Die weiße Tafel war mit Grün geschmückt, der Burgunder funkelte rubinrot im Glase, und die kleine Hauskapelle machte eine überraschend gute Musik. Da wird auch ein vlämischer Bürgermeister allmählich zugänglich, die Sorgen fallen von ihm ab, er spricht, wenn auch immer noch mit Vorsicht, so doch anscheinend mit mehr als mit amtlicher Offenheit.

Er ist ein rundlicher, wohlhäbiger Mann, Anfang der Vierziger. Einer der reichsten Leute am Ort, besitzt eine Brauerei, mehrere Häuser und Gründe, ist Mitglied der Kammer, hat die Tochter eines belgischen Ministers zur Frau. Man sieht es ihm nicht an, daß er schon an der Mauer gestanden hat, um erschossen zu werden. Am 19. Oktober 1914 fand man in R. beim Vormarsch zwölf von unsern Verwundeten mit durchschnittener Kehle in einem Haus. Zurückgebliebene Franzosen sollen den schändlichen Mord begangen haben. Der Bürgermeister schwor Stein und Bein, die Stadt sei unschuldig an diesem Blut. Man nahm ihn mit bis ins nächste Dorf, nachzuweisen war nichts — also blieb es bei einer schweren Geldbuße: 750000 Frs. zahlte die Stadt; froh, so leichten Kaufs aus der bösen Affäre herauskommen zu können.

Stadtgeld? Nein, das hätten sie noch nicht ausgegeben, sie schlügen sich so durch und bisher sei es zur Not so gegangen. Der Bürgermeister ist stolz darauf. Freilich, es sei schwer, das Geld aufzutreiben, denn die reichen Leute seien meist davongelaufen, anstatt 27000 zählt die Stadt nur etwa 20000 Einwohner. „Es wäre viel leichter für mich, wenn die Reichen da wären. Aber nach dem Kriege

Digitized by Google

werden diese Leute den Dank empfangen." Er spricht fließend deutsch.

Der „König", der uns gegenübersitzt, trinkt uns lächelnd zu. Er ist ein fideler Schlesier und hat den Schalk im Nacken. „Trinken Sie, Bürgermeister, heut müssen Sie ordentlich trinken! Der Wein ist doch trinkbar, was?" Der Bürgermeister verneigt sich lächelnd und trinkt andächtig. Ja, solch einen guten Burgunder hat er nicht alle Tage. Vielleicht kommt er ihm sogar bekannt vor. Der Tropfen stammt nämlich zufällig — hernach hab ich's erfahren — aus des Bürgermeisters eigenem Keller. Und er stammt vielleicht weiterhin aus dem Keller des Ministers, denn in Belgien pflegen die Väter ihren Töchtern einen guten alten Burgunder als Heiratsgut mit in die Ehe zu geben.

Also, wie war das nun bei Ausbruch des Krieges?

Ja, da habe er in der Kammer für den Kriegskredit gestimmt und sei auf seinen Posten geeilt. Seine Frau mit den Kindern befand sich in Knocke, um zu baden. Sie konnte nicht mehr durch und mußte mit zu Schiff nach Le Havre. Aber da hielt sie's nicht aus, nein, nein; sie wollte in dieser schweren Zeit bei ihrem Manne sein. Mit dem Auto fährt sie resolut los, kommt zwischen die belgischen und deutschen Patrouillen, hat eine Panne, die mit Hilfe einer belgischen Munitionskolonne behoben wird und langt heil und glücklich in Roeselare an. „Es war die reinste Odyssee!" Sieben Kinder hat das Ehepaar. Wir trinken auf das Wohl der wackeren Ehefrau. Der Burgunder ist köstlich.

„Na, wie vertragen Sie sich denn mit dem Kommandanten?"

Digitized by Google

Oh — der Bürgermeister wird fast lebhaft. — „Er hat ein gutes Herz. Ich weiß, ich weiß. Roeselare ist eine Republik — wir beide sind die Präsidenten. Wir vertragen uns sehr gut. Nicht wahr, mein Patron?"

„Na gewiß doch!" ruft der Patron und König aufgeräumt. „Hier, gebt einmal dem Bürgermeister zu trinken, Er hat nichts mehr! Prost!" Melancholisch lächelnd, in kleinen Schlucken, schlürft der Bürgermeister den trefflichen Wein. Das Quartett spielt Grieg, Anitras Tanz. Die Gespräche sind verstummt. Der König hält streng darauf, daß die Kunst geehrt wird. Ich glaube, er kann ungemütlich werden, wenn einer nicht gehorcht. Dafür ist er der König. Der Bürgermeister, in Nachdenken versunken, summt leise die Melodie mit. Dann spricht er weiter:

Die Lasten der Stadt sind an und für sich groß. Viel kranke Frauen durch die Leinen- und Juteindustrie schon im Frieden. Roulers hat die höchste Kindersterblichkeit von allen belgischen Städten. Jetzt kommen die Arbeitslosen hinzu, sie erhalten bis zu 10 und 12 Franken Wochenunterstützung. Die Militärverwaltung beschäftigt auch einen guten Teil gegen Tagelohn. Die 4000 Russen, die der „Zar" unter sich hat, reichen nicht aus. Die Schulen? Ihre Gebäude sind zu Lazaretten umgewandelt worden, aber in Notquartieren arbeiten sie weiter, auch das Gymnasium.

Nun, und der Krieg, wie lange soll der noch dauern?

Wenn jetzt in England sogar die Arbeiter für die Wehrpflicht eintreten, die sie immer bekämpft haben — ja, dann werden sie drüben nicht so bald Frieden machen. Und die Franzosen sind auch ganz anders als sonst. Wie ein kochender Milchtopf auf dem Feuer ist die Nation, jetzt schäumend,

Digitized by Google

und im nächsten Augenblick ruhig und glatt. Aber sie sind ganz verändert, haben den Frieden versäumt, und finden den Mut dazu um so weniger, je länger der Krieg dauert. Die Italiener? Er zuckt geringschätzig die Achsel.

Der Fliegerhauptmann, der zugehört hat, sagt: Belgien muß jetzt auf eigene Faust Frieden schließen. — Der Bürgermeister lächelt diplomatisch, hält prüfend sein Glas gegen das Licht. Wo hat er nur diesen Burgunder das letzte Mal getrunken? Aber der Pionier auf dem linken Flügel läßt ihm keine Zeit zur Erinnerung, er beweist ihm in einem längeren Vortrage, daß die Vlamen von den Deutschen abstammen. Was der Bürgermeister durchaus nicht zugeben will.

Die Musik beendet die schwierige historische Streitfrage durch einen rauschenden Wiener Walzer. Der Bürgermeister lehnt sich in den Stuhl zurück und schlägt leise den Takt mit ...

Der Kriegsgerichtsrat berichtet: Die feindliche Presse ist immer noch geschäftig, deutsche Greuel in Belgien zu entdecken. Auch Roussélare ist neulich wieder an der Reihe gewesen.

Gent

Ist Lille die größte Stadt im Operationsgebiet unseres Heeres, so ist Gent der größte Etappenort außerhalb unsrer Grenzen. Die militärische Verwaltung der Stadt untersteht also nicht dem General-Gouvernement in Brüssel, sondern der Etappeninspektion derjenigen Armee, die den Frontabschnitt in Flandern besetzt hält.

Daß man in der Etappe ist, spürt man sofort an der

Digitized by Google

gestrengen Polizeiaufsicht, deren sich hier jeder Zivilist ohne Ausnahme erfreut. Nämlich, es gibt hier wieder Leute in Zivil, die Reisen machen, und die Berechtigung dazu wird strenge geprüft und nicht ohne gewichtige Gründe erteilt. Wenn man von der Front kommt, berührt es einen ganz sonderbar, diese belgischen Zivilisten auf dem Bahnsteig zu treffen, womöglich mit ihnen eine Strecke weit den Wagen zu teilen. Auf dem Bahnhof in Gent gibt es dann sogar einen Gepäckträger, der deutsch spricht, und draußen auf dem Platze halten drei Droschken. Der Träger verstaut mich, ohne viel zu fragen, in den gebrechlichsten Rumpelkasten, und ein uralter Gaul beginnt kopfschüttelnd, sich langsamen Schrittes in Bewegung zu setzen. Der alte Kutscher trommelte ihm beständig ganz nach dem Takte der Gangart das Fell: verfiel der Gaul versehentlich in langsamen Trab, so kriegte er raschere Hiebe, ging er im Schritt, so nahm auch die Peitsche das Tempo auf.

Kommandantur, Meldeamt, Paßzentrale durfte ich wiederholt besuchen und erfolgreich studieren. Sie sind zwar keine Etappen-Spezialität, denn im Bereiche des Gouvernements arbeitet man bei der Überwachung der Bevölkerung nach demselben System. Immerhin mögen einige Zahlen einen Begriff von der Größe der hier geleisteten Sicherungsarbeit geben. Das Meldeamt Gent überwacht insgesamt 24 000 Personen im Alter von 17 bis 35 Jahren, ausschließlich wehrpflichtige Belgier. Dazu kommen noch etwa 3000 Angehörige der ehemaligen Garde civique und 450 feindliche Ausländer, von ihnen sind 340 Franzosen. An ehemaligen belgischen Soldaten, Deserteuren, Verwundeten, welch letztere zum Teil aus Deutschland kommen, gibt es etwa 600 zu

Digitized by Google

überwachen; sie haben verschärfte Kontrolle, alle acht Tage. Ohne Erlaubnis des Meldeamtes darf niemand in Gent übernachten, täglich suchen 200—250 Reisende um diese Erlaubnis nach, und am Freitag, dem Börsentag, sind es gegen 700.

Gent ist eine gute und friedliche Stadt, sie handelte klug und weise, als sie beim Anmarsch des deutschen Heeres keinerlei Widerstand versuchte. So ist sie von den Härten des Krieges völlig verschont geblieben, nirgends Ruinen und Schutt. Die schönen alten Wahrzeichen der Stadt: die Kirchen von St. Nikolaus und St. Bavo, der Belfried und das ehrwürdige Rathaus ragen unversehrt aus dem krausen Gewirr der Giebel und Gassen der Altstadt. Die Läden sind geöffnet und mit Waren ansehnlich bestellt, der Gemüsemarkt ist sogar am Sonntag vormittag gut besucht, die Tavernen und Kaffees sind voll Menschen. Die elektrischen Bahnen fahren ziemlich oft, und auf den zweiräderigen Karren blinken die großen messingenen Milchkannen der Bauern, ein Sinnbild der Wohlhabenheit dieser gesegneten Landschaft Flandern.

Man schlendert durch die Straßen und trifft vereinzelnte Eleganz, an die man garnicht mehr gewöhnt ist. Vor der Auslage eines vordem offenbar sehr gesuchten Photographen bleibe ich stehen. Der Mann hat alle seine feinen Leute zur Schau gestellt: Herren und Damen in Gesellschaftstoilette, Würdenträger in schwerer Menge. Sie sind mit Orden dermaßen behängt, daß von den sonderbaren Hofuniformen nicht mehr viel übrig bleibt. Sie könnten, nach ihren strahlenden Dekorationen zu urteilen, alle miteinander mindestens Minister sein. Aber so viele Minister kann es doch in Gent

Digitized by Google

Brennendes Sägewerk in Frankreich

Digitized by Google

Digitized by Google

unmöglich geben! Unter den Frauengestalten sind die meisten von einer immerhin verfeinerten Eleganz, einzelne überraschend schön. Die Familienbilder zeigen einen ungewöhnlich reichen Kindersegen: unter fünf Kindern tun es die wenigsten, die meisten zählen sechs, sieben, acht und mehr. Der offensichtliche Stolz der Eltern, durch Miene und Haltung naiv zum Ausdruck gebracht, ist berechtigt und berührt nicht unsympathisch. Man denkt unwillkürlich an die großen Familienporträts der alten Niederländer.

Wie schlägt sich nun eine solche Stadt von beinahe einer Viertel Million Einwohner durch die Kriegszeit durch? Handel und Wandel stocken, aber die Leute müssen leben, Steuern und Mieten zahlen, und die Gemeinde hat für die Anforderungen der Militärverwaltung zu sorgen. Ich hatte Gelegenheit, mit zwei Genter Stadtvätern, die kraft ihres Amtes und ihrer Stellung in diesen Fragen genau Bescheid wissen, eingehender zu sprechen: der eine, ein alter gepflegter Herr von angenehmen Formen, sprach als Vertreter der Stadtinteressen zugleich; der andere, einer der bekanntesten Sozialistenführer Belgiens, kurz und knapp im Wesen, doch nicht unfreundlich, verleugnete in seinen Äußerungen nicht die spezifische Farbe seiner Partei. Die Klippen der Politik suchten wir mit vieler Kunst zu umschiffen. Doch ließ sich nicht ganz vermeiden, daß sie im Laufe der Gespräche immer wieder einmal auftauchten. Beide Herren sprachen ein ziemlich flüssiges Deutsch, und wo ihnen ein Wort fehlte, halfen sie sich mit französisch aus.

Gent — so ungefähr sagte der alte Herr — ist keine Rentner-, es ist eine Arbeitsstadt. Wir haben Fabriken: Flachs und Baumwolle, Eisengießerei und Maschinenbau.

Digitized by Google

Durch unsern Seekanal verkehrten 1913/14 einlaufende Schiffe mit 1,2 Millionen Tonnen Inhalt, dazu kommen die Flußschiffe aus den Landkanälen mit 2,4 Millionen Tonnen. Vor zehn Jahren haben wir einen großen neuen Hafen für die Seeschiffe begonnen, auf Kosten der Stadt. Trotz der großen Kapitalanlage betrug der letzte Überschuß aus den Hafengebühren 800 000 Frs. Wir haben Elektrizität und Gas in städtischem Besitz. Reingewinn im Jahre 2 Millionen Frs. An den Trambahnen ist die Stadt wenigstens beteiligt. An reinen Steuern vereinnahmen wir nur 2 Millionen jährlich — damit würden wir nicht weit kommen. Im Juni 1914 hatte die Stadt eine Anleihe im Betrage von 17 Millionen Frs. aufgelegt. Dieses Kapital hat der Krieg verzehrt. Außerdem haben wir für 20 Millionen städtisches Kriegsgeld in Papier und billigen Metallen ausgegeben, um die Requisitionen für das deutsche Heer bezahlen zu können. Allein an Militär-Baracken haben wir für 10 Millionen Frs. geliefert. Auch den kleineren Gemeinden der Umgegend mußten wir durch Vorschüsse aushelfen. Von den Steuern ging natürlich während des Krieges nur etwa die Hälfte ein. Auch die anderen Einnahmeziffern gelten natürlich nur für die Zeit vor dem Kriege.

Sind die wohlhabenden Steuerzahler zurückgekehrt?

Die meisten. Wir haben hier das Beispiel zur erhöhten Besteuerung der Abwesenden gegeben — eine Einrichtung, die sehr zweckmäßig war und die dann auch in Brüssel übernommen wurde. Im übrigen sind wir beim Eintreiben der Steuern nicht sehr streng, wenn wir sehen, daß [illegible] Not groß ist. Als neue Steuer wurde für 1915 Besteuerung der Unverheirateten eingeführt, mit Beträ[illegible]

Digitized by Google

von 5 bis zu 300 Frs. Sie hat sich bewährt, aber eben jetzt, da sie aufs neue bewilligt werden soll, wird sie besonders von klerikaler Seite aus sehr bekämpft.

Ist die Arbeitslosigkeit groß? Arbeiten die Fabriken noch?

Sehr eingeschränkt. Die Textilfabriken haben kein Rohmaterial mehr, die Flachsfabriken z. B. arbeiten nur noch 12 bis 18 Stunden in der Woche, im Maschinenbau kommen sie bis auf 24 Stunden. Die Stadt selber beschäftigt etwa 9000 Arbeiter im Hafenbau. Sie zahlt außerdem den Arbeitslosen 12 Frs. für die Woche und unterstützt annähernd 40000 Frauen und Kinder. In diesen Dingen weiß der Sozialist, Herr Z. genauer Bescheid.

Ich verabschiede mich und suche den Sozialisten auf. Er ist sofort bei der Sache. Man merkt, daß er in ihr aufgeht.

Die Arbeitslosen-Kasse, die vor etwa fünfzehn Jahren gegründet und von der Stadt Gent und den Gewerkschaften zu gleichen Teilen gespeist wurde, war bereits im Januar 1915 ziemlich erschöpft. Nun trägt die Stadt allein die Lasten und erhält dabei vom belgischen National-Komitee einen Zuschuß von 3 Franken wöchentlich für die Person über 16 Jahren, 50 Centimes für ein Kind, 1,50 Frs. für die Mutter, die zu Hause ist. Die organisierten Arbeiter, das betont Herr Z. besonders, erhalten von der Stadt 3 Frs. pro Woche mehr als die nicht organisierten, eben weil die Gewerkschaften bereits im Frieden fünfzehn Jahre lang zur Arbeitslosenkasse beigetragen haben. Diese Gewerkschaften haben ihre eigenen Krankenkassen und Kosumvereine, sie besitzen die Mehrheit der Anteile an Baumwollwebereien, Flachsspinnereien und an der Arbeiterbank.

Digitized by Google

„Sie sind also eigentlich Kapitalisten, diese Organisationen?"

„Oh, man kann Kapital haben, ohne Kapitalist zu sein," meint Herr Z. schlagfertig. Dann fährt er fort: „die Ernährung der Arbeiterfamilien ist ein schwieriges Problem. Die Lebensmittel, die uns das spanisch-amerikanische Hilfskomitee über Holland schickt, kosten Geld, und Geld ist knapp. Wir haben eigenes Geld gemacht, um zahlen zu können, aber nun ist uns das verboten worden, weil es gegen die Bestimmungen der belgischen Verfassung verstoße. Die Lieferungen des Komitees werden kleiner, und wenn England die Blockade verschärft, werden sie noch kleiner werden. Die Heeresverwaltung hat unsere Kartoffeln beschlagnahmt, und läßt uns zum Verbrauch nur 3 Kilogramm für 14 Tage und für die Person. Das ist für die armen Leute nicht viel. Man entgegnet uns, die Leute können arbeiten, z. B. in den Eisenbahnwerkstätten. Aber das wollen sie nicht. Es ist für sie keine Geldfrage."

Das Gespräch fängt an politisch zu werden. Ich suche abzulenken.

Herr Z. schüttelt energisch den Kopf: „Nach dem Kriege müssen wir alles bezahlen. Alles, was unsere Regierung verbraucht hat. Denken Sie, das wird uns geschenkt? Der Verbrauch eines Heeres von 100 000 Mann? So viele sind es mindestens, jawohl. Und dann die Requisitionen, die Kontributionen. Napoleon I. hat im ganzen 80 Millionen Franken von Belgien verlangt, jetzt müssen wir monatlich 40 Millionen aufbringen." —

Wir kommen auf den Krieg selber zu sprechen. Auch Herr Z., der Mitglied der 2. Kammer ist, hat für di

Digitized by Google

Kredite gestimmt. Ebenso wie die deutschen Sozialdemokraten. Ich frage, ob ihm das nicht zu denken gibt. Nach kurzem Besinnen antwortet er:

„Ich weiß wohl, daß sie es aus Überzeugung getan haben. Sie glauben, sie kämpfen gegen Rußland. Aber das stimmt nicht, sie kämpfen gegen England. Deutschland will zweierlei: den Weg zum Kanal und den Weg nach Indien. Darum wird gekämpft. Aber nach dem Frieden wird ein schwerer Wirtschaftskrieg für Deutschland kommen. Auch wenn es gesiegt hat, wird es schlechter daran sein als vor dem Kriege. Aber es hat noch nicht gesiegt. Deutschland kann sich nicht wirtschaftlich abschließen, es wird überall dem Ring der Verbündeten begegnen. In Belgien wird der Haß des Volkes in hundert Jahren nicht verlöschen."

Wir brechen ab. Ich soll noch das neue große Volkshaus sehen, das die Gewerkschaften kurz vor dem Kriege um 2 Millionen erbaut haben. Ein zwar nicht schöner, aber imposanter Bau mit zwei großen und vielen kleineren Sälen, in denen jetzt Arbeiter für ihre Genossen Fachvorträge halten am Abend. Auf einer Wandtafel sieht man die sehr saubere Zeichnung einer schwierigen Konstruktion. Herr Z. ist mit Recht stolz auf dieses Gemeinschaftswerk. Wir kommen auf Vandervelde zu sprechen; mein Führer sagt: „Oh, er ist Minister geworden, für Volksernährung. Ich werde ihn um Kartoffeln bitten." Mit einem grimmigen Lächeln verabschiedet sich Herr Z.

Digitized by Google

Digitized by Google

O. Stiehl. Unsere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Preis Mk. 1.20.

Ein Schauder befällt uns bei dem Gedanken, wie diese wilden und halbwilden Horden der Feinde als Sieger in unserem Vaterlande gehaust hätten. Professor Stiehl, ein Gelehrter von Ruf, führt uns in seinem Buche in 96 vorzüglichen, eigenen Aufnahmen die typischen Vertreter des ungeheuren Völkergemisches vor, die der Haß unserer Feinde gegen Deutschlands Volksheer in den Kampf treibt. Engländer, Franzosen in allen ihren Stämmen, der bunte Schwarm der russischen Völker, Belgier, Serben und das gewaltige Aufgebot von Farbigen, sie alle sind hier vertreten. Dem Verfasser war als Offizier Gelegenheit geboten, in einem großen Gefangenenlager eingehende Studien zu machen, und seine Erfahrungen über Rasse, Lebensart, Charakter und menschlichen Wert der Dargestellten sind außerordentlich belehrend und unterhaltend. Das Buch ist für unsere Feinde eine Urkunde der Schmach, für unsere tapferen Kämpfer ein bleibendes Denkmal des Ruhmes.

Franz Xaver Kappus. Blut und Eisen. Kriegsnovellen. Preis Mk. 1.50.

In dem vorliegenden Büchlein löst ein junger Offizier, dessen Name als Lyriker in Österreich und Süddeutschland einen guten Klang hat, mit zweifellosem Talent die Aufgabe, persönliche Erlebnisse und Eindrücke aus dem Kriege in die geläuterte Form kleiner novellistischer Kunstwerke zu gießen. Jeder der sechzehn in sich geschlossenen Geschichten, die den Band füllen, haftet ein gemeinsames Merkmal an: überall lugt hinter der gewaltigen Wucht der äußeren Ereignisse das rein Menschliche hervor, auf jeder Seite tun sich Türen auf und legen alle die komplizierten und in ihrer Einheit wunderbar schönen Empfindungen bloß, aus denen Heldentaten wachsen. Dabei wehen über das ganze Buch blutwarme und unmittelbar empfundene Stimmungen hin und schaffen dem Leser in einer Stunde Beziehungen zu jedem Manne, der da draußen im Felde atmet und lebt, kämpft und siegt oder stirbt.

Digitized by Google

Erwin Berghaus. Vier Monate mit Mackensen. Von Tarnow-Gorlice bis Brest-Litowsk. Preis 1 Mk.

Es ist wohl kaum jemand gelungen, den gewaltigen Vormarsch unserer siegreichen Truppen in dieser packenden Art zu schildern wie diesem jungen Krieger und Dichter. Alles bei ihm ist Leben! Mit dem Auge eines Malers, mit dem Ohr eines Komponisten und mit der Seele eines deutschen Dichters hat Berghaus das Große jener Zeit in sich aufgenommen und verarbeitet, und er erzählt es nun uns, seinem Volk, für das dieses Buch entstanden: „Zwischen den Schlachten, auf einem Schreibtisch von grünem Rasen, habe ich flüchtige Augenblicke festzuhalten versucht, hab', was die Stunde raunte, auf lose Notizbuchblätter getrizelt ... Hier habt Ihr sie, in ein Bändchen zusammengefaßt. Zur Erinnerung den Kameraden des Feldzugs, zum Gruß Euch in der Heimat, für die wir lebten, was hier geschildert steht. Hannoverscher Kurier.

Curt Moreck. Menschen im Kampf. Preis 1 Mk.

Bei diesen Erzählungen handelt es sich um seelische Erlebnisse von Menschen in den Stürmen außerordentlicher, ja einzigartiger Geschehnisse. Ein Dichter von feinster Empfindsamkeit für jeden sinnlichen und seelischen Reiz, von ungewöhnlicher Schärfe des inneren Gesichts und fast visionärer Kraft des Schauens gestaltet hier einzelne Menschenschicksale in den Schrecken des Kriegs. Er läßt unsern Blick bis in die innersten Regungen der Seele dringen, die Schauer des Geheimnisvollen steigen um uns auf, herbstes Weh des Menschenherzens umklammert uns mit tränenlösender Gestalt. Der blendende Wunderschein einer uns neu eröffneten Welt liegt über diesen Erzählungen.

Deutscher Heldentod. Gedichte vom Opfermut im Felde und daheim 1914/15. Herausg. von Rud. Krauß. Preis Mk. 1.80.

Ich habe mit inniger Ergriffenheit das Werk durchgelesen und eine Anzahl wahrer Perlen darin entdeckt, die mir noch nicht bekannt waren.
Walter Bloem, z. Zt. Brüssel.

Ich empfing soeben das Belegexemplar Ihrer Sammlung „Deutscher Heldentod" und bin sowohl von der feinsinnigen Auswahl der Gedichte als von der geschmackvollen Ausstattung des Buches aufs freudigste berührt. Es ist eins der besten, ich darf ruhig sagen, das beste Kriegsbuch, das mir seit Beginn der Sammlungen dieser Zeit untergekommen.
A. de Nora, München.

Ich freue mich, die Gelegenheit wahrnehmen zu können, Ihnen meine Bewunderung für das ganz ungewöhnlich hübsche Bändchen auszudrücken. Sowohl die hervorragende Auswahl der Verse als auch die vornehme und geschmackvolle Ausstattung des Buches gefallen mir außerordenllich; ich wünsche Ihrer Veröffentlichung den besten Erfolg.
Charlotte Gräfin Rittberg, Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google